



25. Heft | 11. Dezember 1913

EDUARD BERNSTEIN · RÜCKWIRKUNGEN DER PARLAMENTARISCHEN ABSTINENZ

NIE vorher wohl sind die Folgen einer irrigen Politik so schnell und in so unzweideutiger Form eingetreten wie dies nach den Darlegungen des Genossen W. H. Vliegē als Antwort auf die so unpolitische Regierungsabstinenz der holländischen Sozialdemokratie bei den Nachwahlen der Fall war, die dem glänzenden Wahlkampf der Partei vom Juni 1913 und ihrem verhängnisvollen Beschluß gefolgt sind unter keinen Umständen den ihr zufallenden Teil Verantwortung an der Regierung auf sich zu nehmen.¹⁾ Bei Wahlen spielt eine solche Vielheit von Momenten in die Entscheidungen der Wähler hinein, daß sich gewöhnlich schwer unterscheiden läßt, von welchem besondern Gewicht irgendwelche taktische Maßnahmen der Parteien für das Verhalten der Wähler zu ihnen gewesen sind. Wäre dem nicht so, gäbe es Mittel mit Sicherheit festzustellen, aus welchen Motiven die Wähler ihr Vertrauen schenken und entziehen, so würde sich wahrscheinlich viel öfter als man es heute weiß eine Abnahme des Vertrauens als die Folge von Beschlüssen ergeben, durch die bestimmte Parteien erkennen lassen, daß ihnen die Bequemlichkeiten der Oppositionsstellung höher stehen als die Pflicht behufs wirksamster Wahrnehmung der Interessen der hinter ihnen stehenden Volksklassen von allen Machtpositionen Besitz zu ergreifen, die sich ihnen als Folge bedeutenden Zuwachses ihrer Wählerschaft darbieten.

Gewöhnlich werden solche Beschlüsse zunächst und am stärksten auf das Verhalten derjenigen Wähler einwirken, die ich hier des öftern als die *politischen Grenzbewohner* bezeichnet habe; das heißt diejenigen Wähler, die zwischen den Parteien ihre Zelte haben, ihre Stimmen abwechselnd dorthin schlagen, wo sie jeweilig die größte politische Vertrauenswürdigkeit wittern, und gerade dadurch dasjenige Element des Wechsels in die Verteilung der Mandate hineintragen, das nicht schon durch die Entwicklung der Klassen

¹⁾ Siehe Vliegē *Lehrreiche Folgen* in diesem Band der *Sozialistischen Monatshefte*, pag. 1539 ff

und den darauf beruhenden Zuwachs im Gefolge der Parteien angezeigt ist. Alle Parteien verfügen jeweilig über gewisse feste Bestände ihrer Gefolgschaft, auf die sie mit mehr oder weniger untrüglicher Sicherheit rechnen können. Kämen bei den Wahlen nur sie in Betracht, so gäbe es selten Wahlüberraschungen. Für diese sorgen eben die obenerwähnten politischen Grenzbewohner. Doch handelt es sich bei den Rückwirkungen der von den politischen Parteien beobachteten Maximen politischen Verhaltens keineswegs nur um die Stimmen und Stimmungen derer *zwischen den Parteien*. Sie lassen auch das Denken der ständigen Anhängerschaft der Parteien nicht unberührt.

Recht lehrreich, wenn auch, soweit der Verfasser in Frage kommt, unfreiwillig lehrreich ist in dieser Hinsicht der (fast gleichzeitig mit dem vorerwähnten Artikel Vliegens veröffentlichte) Artikel des österreichischen Parteimitglieds Otto Bauer über die *Gefahren des Reformismus*.²⁾ Wir haben Bauer im vorigen Jahr als einen jener tapferen Geistesstreiter kennen gelernt, die sich politische oder sozialpolitische Gliederpuppen konstruieren, um an ihnen die Wucht ihrer politischen Überlegenheit kundzutun. In einem Artikel *Begrabene Hoffnungen* hatte er sich damals einen in der Wirklichkeit gar nicht vorhandenen sozialdemokratischen Reformismus zu dem Zweck zurechtgestutzt ihn mit dem Hinweis auf den tatsächlichen Gang der Ereignisse als moralisch tot und begraben kennzeichnen zu können, wobei oben-drein der Wirklichkeit durch unerlaubte Verallgemeinerung von Einzelerfahrungen und ähnliche logische Übergriffe gleichfalls Gewalt angetan wurde.³⁾ Leider haben solche eingebildeten Siege die unangenehme Eigenschaft die Stunde ihrer Vorzauberung nicht zu überleben. Dem Sieger lassen wie dem Räuber Moor die Geister seiner Erschlagenen keine Ruhe, und dem Begraben folgt nach etlicher Zeit Ausgraben und neuer Kampf. Hat Bauer im vorigen Jahr den Reformismus der Theoretiker getötet und begraben, so vollzieht er diesmal diese ruhmvolle Verrichtung am Volksreformismus.

Es handelt sich um die Erklärung des Umstands, daß in neuerer Zeit in der österreichischen Arbeiterschaft starke und ohne Zweifel durchaus berechnete Unzufriedenheit mit dem schleppenden Gang der sozialpolitischen Gesetzgebung Österreichs herrscht, und daß bei einem erheblichen Teil der Parteimitglieder die Ansicht Boden gefaßt hat, es müsse an der parlamentarischen Taktik der Partei etwas nicht richtig sein, die Partei müsse r ü c k s i c h t s l o s e r vorgehen und, wie viele bürgerliche Parteien des österreichischen Parlaments, vom Druckmittel der O b s t r u k t i o n energischen Gebrauch machen. Daß eine solche Stimmung in den der österreichischen Sozialdemokratie zugehörenden Massen um sich greifen konnte, ist nach Bauer die Folge der reformistischen Denkweise dieser Massen. Sie seien der Partei in den Jahren ihrer großen politischen Kämpfe und Erfolge, von 1904 bis 1907, zugeströmt und hätten das Parlament des allgemeinen Wahlrechts mit den überschwänglichsten Hoffnungen begrüßt, von der Eroberung des allgemeinen Wahlrechts eine Ära sozialer Reformen, einen friedlichen und schnellen Aufstieg des Proletariats, die allmähliche Aushöhlung des Kapitalismus erwartet. Aber diese reformistischen Hoffnungen hätten »auch hier zu bitterer Enttäuschung führen« müssen. Die Einführung des allge-

²⁾ Siehe Bauer *Die Gefahren des Reformismus in der Neuen Zeit*, 1913-1914, 1. Band, pag. 249 ff.

³⁾ Siehe meinen Artikel *Politische Schwarzmalerei* in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1912, 1. Band, pag. 538 ff.

meinen und gleichen Wahlrechts habe den Kampf der Nationen Österreichs um die Macht verbreitet, kompliziert, verschärft. Der Aufstieg der Gewerkschaften und der Konsumvereine habe den Haß der Gewerbetreibenden und der Kleinhändler gegen die Arbeiter entflammt, der Kampf um die Getreidezölle und Vieheinfuhrverbote die Bauern gegen die Arbeiter mobil gemacht. Im Parlament stießen die Versuche Arbeiterschutzgesetze durchzusetzen auf den Widerstand aller bürgerlichen Parteien: »Die *eine reaktionäre Masse* ist hier zur Tatsache geworden.« So sei es ganz anders gekommen als die Masse gehofft habe. Taktische Kunstgriffe hätten an dieser Sachlage nichts ändern können, auch Straßendemonstrationen nicht

»In den Jahren 1905 bis 1907 war die Straßendemonstration unser wichtigstes Kampfmittel gewesen. Und weil unter den besonders günstigen Umständen jener Zeit (der Zeit des ungarischen Militärkonflikts und der russischen Revolution) die Straßendemonstration zum Sieg geführt hatte, glaubte die Masse, daß die Straßendemonstration unter allen Umständen in jeder Zeit ein unfehlbares Kampfmittel sei. Im Kampf gegen die Lebensmittelteuerung wurde diese Waffe wiederholt gehandhabt. Und da die friedlichen Straßendemonstrationen erfolglos blieben, steigerte die Masse (trotz aller Mahnungen und Warnungen besonnener Vertrauensmänner) am 17. September 1911 die Straßendemonstration zur Revolte. Sie erreichte damit nichts anderes als die blutige Rache der Staatsgewalt.«

Ohnmächtig selbst den Gang der Entwicklung zu bestimmen, fährt Bauer fort, hätte die Masse von neuem ihre Hoffnung auf die Parlamentsfraktion gesetzt. Dies in dem Wahn, daß es nur von der Anwendung zweckdienlicher Mittel durch diese abhängige Besserung zu schaffen: welcher Wahn gelegentlich sich in höchst naiven Forderungen geäußert und schließlich zu den Anträgen geführt habe systematische Obstruktion zu treiben. Parteivorstand und Fraktion hätten diese Anträge bekämpft, und der Parteitag habe in diesem Sinn einem Antrag zugestimmt, »der die Obstruktion als eine normale politische Waffe ablehnt, sie nur als letztes äußerstes Mittel parlamentarischer Abwehr für anwendbar erklärt«. So wichtig und notwendig aber diese Entscheidung sei, so sei sie doch nicht »die große Leistung dieses Parteitags«. Die bestehe in der »Auseinandersetzung über unser ganzes Verhältnis zum Parlamentarismus, zum bürgerlichen Staat überhaupt«. Und welches war dieses große Ergebnis? Hören wir Bauer:

»Die ganze Debatte wurde behandelt von der Erkenntnis, daß es für die Partei keine größere Gefahr gibt als den Wahn, es bedürfe nur taktischer Geschicklichkeit um uns eine Ära positiver Erfolge, sozialer Reformen, eine Ära der *Aushöhlung* des Kapitalismus zu beschern. Die ganze Debatte wurde behandelt von der Erkenntnis, daß es ein Lebensinteresse der Partei ist die durch die großen Erfolge von 1904 bis 1907 betörte Masse zu der alten marxistischen Lehre zurückzuführen, daß die kapitalistische Entwicklung nicht zu friedlich fortschreitendem Aufstieg führt sondern zur Verelendung des Proletariats, zur Steigerung der Ausbeutung, zur Verschärfung der Klassengegensätze so lange, bis wir stark genug werden die ganze kapitalistische Welt zu zertrümmern! Mit schlichter Anschaulichkeit hat es vor allem Viktor Adler unseren Genossen gesagt: Es wird immer schlimmer um uns stehen, wenn wir leben wollen von der Zufriedenheit mit den Erfolgen, die wir innerhalb des kapitalistischen Staates erreichen; unsere Kraft wächst nur aus der *Unzufriedenheit* mit dieser ganzen kapitalistischen Welt! Nicht auf eine Ära sozialer Reformen dürfen wir hoffen sondern nur auf die große Epoche der *sozialen Revolution!*«

Zugleich mit dieser Wendung im Verhältnis zum Kapitalismus veränderte sich das Verhältnis der Sozialdemokratie Österreichs zum österreichischen Staat. Der Parteitag habe offenbart, »wie schwer der Glaube an die Lebensfähigkeit Österreichs erschüttert« sei, in Österreich sei es klar, »daß eine Staatsmaschine, die wir in Besitz nehmen könnten, erst geschmiedet werden muß in großen Stürmen der europäischen Geschichte.«

So stehe denn die Sozialdemokratie Österreichs vor der Aufgabe die breite proletarische Masse »umdenken zu lehren«:

»Auf diesem Parteitag ist es zum erstenmal offenbar geworden, daß die ganze Parteiöffentlichkeit die Gefahren des Reformismus zu ahnen beginnt; daß unsere verantwortlichsten Vertrauensmänner, durch bittere Erfahrung gelehrt, einsehen, daß reformistische Illusionen nur zu Enttäuschungen führen, die sich gegen die Partei kehren; daß, wenn die Masse zu überschwenglicher Hoffnung auf *positive Erfolge* erzogen wird, solche Hoffnung nur dazu führen kann, daß sie, da die Erfolge ausbleiben, für ihr Elend nicht mehr den Kapitalismus verantwortlich macht sondern die Sozialdemokratie; nicht mehr die herrschenden Klassen sondern ihre Abgeordneten.«

Dafür verdiene dieser Parteitag aber auch, schließt der Artikel, außerhalb der Grenzen Österreichs die Aufmerksamkeit der Genossen:

»Österreich ist ja oft als das Musterland des internationalen Reformismus hingestellt worden, die österreichische Sozialdemokratie als Vorbild von Revisionisten aller Länder gerühmt. Nun, Österreich hat jetzt die Gefahren des Nichts-als-Reformismus der ganzen Internationale demonstriert. Unsere Erfahrung kann auch unseren Bruderparteien im Ausland Lehre und Warnung sein.«

Danach wäre also der Weisheit höchster Schluß folgender:

Den Verlauf der Dinge in einem Staatswesen, von dem Bauer selbst darlegt, daß es eine politische *Abnormität* ist, daß der Nationalitätenhader es zu keiner lebensfähigen Umbildung kommen läßt, daß die parlamentarische Obstruktion von den bürgerlichen Nationalparteien in einer Weise gepflegt wird, für die kein zweites Land ein Beispiel kennt, daß es unter politischen Unsicherheiten schwerer leidet als irgendein anderer Großstaat, den Verlauf der Dinge in diesem Land der unbegrenzten *Unmöglichkeiten* soll die Sozialdemokratie draußen sich als *Vorbild*, zur »Lehre und Warnung« dienen lassen. Welche Zumutung! Man könnte mit gleicher Logik aus der Tatsache des Karlsbader Sprudels die Warnung ableiten: wer ohne Schutzröhre Quellwasser trinke, verbrühe sich in der ganzen Welt die Zunge. Was von der wirtschaftlichen und politischen Entwicklung Österreichs als normal bezeichnet werden kann, weil es, wie der Prozeß der Industrialisierung, das Wachstum der Gewerkschaften, die Zunahme der Konsumvereinsbewegung, die Schärfe der politischen Kämpfe und ähnliches mehr, sich allerwärts vollzieht, ist in den verschiedenen Ländern mit den verschiedenartigsten Wirkungen auf den Gang der Gesetzgebung verbunden: hier mit Reaktion, dort mit politischem und sozialpolitischem Fortschritt. Es ist unter diesen Umständen ein starkes Stück gelegentliche Enttäuschungen der sozialistischen Massen Österreichs der sozialistischen Welt als warnende Erfahrung vorzuhalten. Und obendrein, wovor sollen sie warnen? Daß man die Massen nicht zu »überschwenglicher Hoffnung« auf positive Erfolge erziehen, nicht »reformistische Illusionen« in ihnen nähren solle. Es wird erlaubt sein hierzu die Frage aufzuwerfen, wo denn dergleichen geschehen ist? Wenn es in Österreich gepflegt worden wäre, so wäre das gewiß sehr fehlerhaft gewesen, ich glaube es aber nicht. In Deutschland hat jedenfalls kein Mensch den Massen in so platter Weise die Erlangung tiefgreifender Verbesserungen als Kinderspiel vorgemalt. Wir stoßen bei Bauer immer auf das gleiche Spiel. Erst werden örtliche Besonderheiten in tollster Unbekümmertheit um die wichtigsten geschichtlichen Unterschiede verallgemeinert, und dann werden Gespenster der eigenen Phantasie als Realitäten hingestellt, gegen die die Welt mobil gemacht werden muß.

Ein solches Gespenst ist auch die Behauptung, Österreich sei »ja so oft als das Musterland des internationalen Reformismus hingestellt«, die österreichische Sozialdemokratie »als Vorbild von Revisionisten aller Länder gerühmt« worden. Nein, Genosse Bauer, das ist nicht geschehen, und das konnte auch gar nicht geschehen. Dazu ist man in Österreich stets viel zu sehr bedacht gewesen vor dem Geßlerhut radikaler Schlagworte Reverenz zu machen, reformistische Maßnahmen, wenn man sich zu solchen veranlaßt sah, mit impossibilistischen Begründungen und Zusätzen zu versehen. Die Sozialdemokratie Österreichs hat zeitweise meisterhaft opportunistische Politik getrieben. Aber eine zielbewußte, Wort und Tat in Einklang haltende reformistische Politik haben wir schmerzlich bei ihr vermißt. Wäre es anders gewesen, hätte man sich in Österreich, da es an der Erkenntnis dazu nicht fehlte, zu einer folgerichtig durchgeführten reformistischen Politik entschlossen, so wäre es immerhin nicht unmöglich gewesen die parlamentarische Macht, die die Partei 1907 erlangt hatte, nutzbringender geltend zu machen als es nach der Darstellung Bauers und anderer tatsächlich geschehen ist.

Wie stand es denn damals? Nach einem überaus geschickt und wirksam geführten und mit einem vollen Erfolg gekrönten Kampf um das allgemeine und gleiche Wahlrecht zog im Frühjahr 1907 die österreichische Sozialdemokratie, die im alten Kurienparlament nur 11 Abgeordnete gezählt hatte, mit 87 Abgeordneten in das neue Parlament ein. Ihre Position dort war glänzend. Alles Ansehen, das sich nun einmal an den Erfolg heftet, war bei ihr, sie war die Siegerin im Kampf gewesen, die öffentliche Meinung lag ihr zu Füßen, die Minister verhandelten mit ihren Vertretern als mit einer parlamentarisch gleichberechtigten Macht. Von einem antisozialdemokratischen bürgerlichen Block war noch keine Rede, der große Grundbesitz und das große Unternehmertum waren im Parlament nur sehr schwach vertreten. Fast alle Parteien fühlten das Bedürfnis Sozialreform zu treiben: unter anderm brachte die in Österreich starke christlichsoziale Partei ziemlich weitgehende Anträge für Arbeiterschutz usw. ein. Hätte die Fraktion der Sozialdemokratie im Reichsrat beharrlich die gleiche Politik beobachtet, die sie im Kampf um die Wahlreform so erfolgreich betätigt hatte, hätte sie, wie dort, so auch hier, bei unerschütterlicher Betonung ihrer Grundsätze und Ziele die verfassungsrechtlichen Formen des staatlichen Lebens in Österreich, an deren Umwälzung ja ohnehin noch lange nicht zu denken war, als gegeben behandelt, so wäre es für sie nicht unmöglich gewesen auf gute Zeit hinaus maßgebenden Einfluß im Parlament auszuüben.

Anfangs handelte denn auch die Fraktion in diesem Sinn. Sie verzichtete auf die leere Demonstration beim Verlesen der Thronrede das Haus zu verlassen und erlaubte dem von ihr gestellten Vizepräsidenten dem Vertreter der Krone den Höflichkeitsbesuch zu machen, der eine selbstverständliche Folge des verfassungsmäßigen Verhältnisses von Krone und Parlament ist. Aber das hielt nicht lange vor. Schon am Tag nach jenem Beschluß nahmen in der Parteipresse die Angriffe auf die Fraktion ob seiner ihren Anfang, man behandelte den Vorfall als etwas Unerhörtes, das nie hätte geschehen dürfen. Auf dem Reichenberger Parteitag der österreichischen Sozialdemokratie /1909/ wurde ein förmliches Hochgericht darüber abgehalten, mit dem Ergebnis, daß in der Tat nun der Besuch beim Träger der

Krone auf den sozialdemokratischen Index gesetzt wurde. Man könnte sagen: das betraf nur eine Formalität. Es liegt aber im Wesen des parlamentarischen Lebens, daß auch solche Formalitäten sehr materielle Bedeutung annehmen können. Im Bauerschen Artikel lesen wir, daß die Krone sich nach 1907 »von der Demokratie abgewendet« habe. Das schließt ein, daß bis dahin die Krone der Demokratie z u g e w e n d e t war. Die Frage ist also (wenn es überhaupt noch eine Frage ist), ob nicht jene Abwendung die natürliche Folge davon war, daß die Parlamentsfraktion der Sozialdemokratie mittlerweile ihren grundsätzlichen Republikanismus, dessen Abschwörung niemand von ihr erwartet hat, bis zur Ablehnung selbst solcher Akte gesteigert hatte, die lediglich die Anerkennung der Verfassung als Tatsächlichkeit bedeuteten. Franz Josef hatte sich schwerlich dem Wahn hingeben mit der Verleihung des allgemeinen und gleichen Wahlrechts die Umwandlung der österreichischen Sozialdemokratie in eine bürgerliche Partei erzielen zu können. Aber er war in den Glauben versetzt worden, daß die österreichische Sozialdemokratie die gegebenen Notwendigkeiten des österreichischen Staats durchaus verstehe und auch berücksichtigen werde. So unbedeutend die Frage des *Hofgangs* sonst war, so zeigte ihre Behandlung durch die Partei doch, daß selbst diese Hoffnung auf Sand gebaut war.

Gewiß gab es noch andere, in das Materielle des politischen Lebens eingreifende Fragen, die die Sozialdemokratie früher oder später in Kämpfe mit der Krone bringen mußten. Es braucht nur an die Annexion Bosniens erinnert zu werden. Aber solche Opposition hat für die Stellung der Parteien im Parlament keine ausschlaggebende Bedeutung, die Fraktion schaltet sich durch sie nicht grundsätzlich als einen die Regierung des Landes mitbestimmenden Faktor aus. Es ist hier vielmehr wirklich der Ton, der die Musik macht. Und wer impossibilistische Töne anschlägt, muß auf entsprechende Echos vorbereitet sein.

Ich maße mir nicht an zu beurteilen, inwieweit parlamentarische Selbstausschaltung zu jener Dürftigkeit der gesetzgeberischen Erfolge der österreichischen Sozialdemokratie beigetragen hat, von der Bauer berichtet. Ich werfe hier nur die Frage auf: Hat die österreichische Sozialdemokratie von der parlamentarischen Machtposition, die sie 1907 erlangt hatte, den vollen Gebrauch gemacht, oder hat sie nicht vielmehr ohne Not, um bloßer Gesten willen, sich die volle Ausnutzung ihrer einzigartigen Stellung selbst abgeschnitten? Auf das entschiedenste zurückzuweisen ist aber der Versuch die Enttäuschungen der österreichischen Sozialdemokratie als Enttäuschungen des sozialdemokratischen Reformismus hinzustellen. An reformistischen Anträgen und vielleicht selbst Aktionen hat es die sozialdemokratische Fraktion im österreichischen Reichsrat im einzelnen gewiß nicht fehlen lassen. Aber solche *E i n z e l a k t i o n e n* sind noch keine reformistische *P o l i t i k*.

Im übrigen wird man einige gelinde Zweifel daran äußern dürfen, ob Bauer wirklich den Geist der Beschlüsse des jüngsten Parteitags der österreichischen Sozialdemokratie sinngetreu wiedergibt. Im ausführlichen Bericht des *Vorwärts* habe ich zum Beispiel in der Rede Viktor Adlers nichts von dem *Impossibilismus* gefunden, den Bauer ihm in den Mund legt und dessen folgerichtige Nutzenanwendung der Verzicht auf die ganze parlamentarische

Arbeit wäre. Und wenn den österreichischen Parteitag wirklich die »Erkenntnis« beherrscht hat, daß es ein »Lebensinteresse« der Partei sei die betörte Masse »zur alten marxistischen Lehre zurückzuführen, daß die kapitalistische Entwicklung zur Verelendung des Proletariats führe, so würde man befürchten müssen, daß die erste Folgerung aus dieser »Erkenntnis« die Sistierung des Verkaufs der sozialpolitischen Schriften — K. Kautskys sein wird. Denn es ist die von K. Kautsky so oft bestrittene Katastrophentheorie in ihrer krassesten Gestalt, die Bauer darbietet. Nun mögen die parlamentarischen Zustände Österreichs zurzeit solche sein, daß selbst die Geduldigsten ein Ende mit Schrecken lieber sähen als solchen Schrecken ohne Ende. Aber auf derartige Stimmungen gründet man keine Politik. Es könnte der österreichischen Sozialdemokratie nichts Schlimmeres passieren als daß ihre Politik von dem Traumbild der doppelten Katastrophe beherrscht wäre: Zerfall Österreichs und kapitalistischer Kladderadatsch.

XX

LUDWIG QUESSEL · DIE PHILOSOPHIE DES GEBÄRSTREIKS



SEIT einigen Monaten wird die bürgerliche Welt durch eine neue soziale Philosophie beunruhigt, die plötzlich aus dem Berliner Versammlungsleben emportauchte und sich schnell zahlreiche Anhänger gewann. Der aufregende Charakter dieser neuen Sozialphilosophie wurde noch dadurch verschärft, daß der praktische Arzt Dr. Alfred Bernstein in Berlin das von dem französischen Neumalthusianer Fernand Kolney erfundene Schlagwort *grève des ventres*¹⁾ in unser geliebtes Deutsch übertrug und die deutsche Sprache durch das Wort *Gebärstreik* bereicherte, das in seiner krassen Häßlichkeit wie ein gegen unser ästhetisches Empfinden geführter Peitschenschlag wirkt. Wie unser ästhetisches so wehrt sich aber auch unser ethisches Gefühl gegen den Gedanken, daß der geheimnisvolle Vorgang, dem wir unser Dasein verdanken, sich nicht mehr wiederholen, daß der ewige Wechsel zwischen Geburt und Grab für das proletarische Leben aufhören soll. Obwohl wir wissen, daß die Erweckung neuer Menschen zum Leben nicht nur als natürlicher sondern auch als sozialer Vorgang gewertet werden muß, zwingt uns doch ein Instinkt Geburt und Grab wie ein ewiges Meer anzusehen, aus dessen Fluten wir emporsteigen, unbewußt und ungewollt, und in denen wir wieder versinken, wenn die Uhr unseres Daseins abgelaufen ist. Nun aber kommen die Philosophen des Gebärstreiks und predigen an der Quelle des Lebens die unheimliche Lehre, daß es besser sei gar nicht denn als Proletarier zu leben, daß das proletarische Leben durch die Geburtenverweigerung ausgerottet werden müsse, wenn die Welt vom Kapitalismus erlöst werden soll.



IE Philosophie der Geburtenverweigerung ist realistisch und idealistisch, nüchtern und phantasievoll zugleich. Nüchtern und realistisch sind die Philosophen des Gebärstreiks, wenn sie dem Arbeiter vorrechnen, wie sehr er sein materielles Behagen durch den Verzicht auf Kindersegen zu erhöhen vermag. Es ist wahr: Je größer die Zahl der Köpfe, unter denen das proletarische Einkommen sich

¹⁾ Siehe Kolney *La grève des ventres* / Paris ohne Jahr /.

verteilt, um so niedriger die Lebenshaltung. Man mag die Elternfreude an den Kindern noch so hoch einschätzen, es bleibt doch eine Tatsache, daß die Lebensdauer und Lebenstüchtigkeit der proletarischen Kinder wesentlich mitbestimmt wird durch das Verhältnis der disponiblen Unterhaltungsmittel (Wohnung, Pflege, Ernährung) zur Zahl derer, die sich darein teilen müssen. Und es ist ferner richtig, daß eine in schweren Kämpfen errungene Lohn-erhöhung oft schon durch den Zuwachs eines Kindes in ihrer Wirkung für die Lebenshaltung der Familie aufgehoben werden kann. Ich wüßte nicht, wie man die Behauptung der Geburtenverweigerer, daß 1500 Mark Einkommen für Mann und Frau ebensoviel und mehr sind als 1700 Mark für eine Familie mit 2 Kindern widerlegen wollte, da jede Stadtverwaltung bestätigen kann, daß 200 Mark pro Jahr das Existenzminimum für ein elternloses Kind darstellen. Die Ignorierung dieser unleugbaren Tatsache seitens einiger sozialistischer Gegner des Gebärstreiks setzte die Berliner Versammlungsbesucherinnen mit Recht in leidenschaftliche Erregung. Man kann den Gebärstreik ebensowenig wie den Sozialismus damit bekämpfen, daß man die Tatsachen des sozialen Lebens leugnet. Auch der Einwand, daß die Aufzucht eines Menschen sich auf dem flachen Land billiger stellt, ist für Deutschland von keiner erheblichen Tragweite, da der größte Teil des deutschen Volkes in den letzten Jahrzehnten zu einem Stadtvolk, ja beinahe schon zu einem Großstadtvolk geworden ist. Ebensowenig läßt sich der Gebärstreik mit dem Hinweis darauf bekämpfen, daß die Lebensmittel möglicherweise billiger werden könnten. Sering hat zweifellos recht, wenn er in der Sitzung des Landesökonomiekollegiums am 9. Februar 1912 ausführte, daß »der Druck auf die Getreidepreise und Viehpreise, der von den Randgebieten des Bodenanbaus in der Zeit ausging, als man Jahr für Jahr ungeheure Flächen jungfräulichen Bodens in extensiver Kultur unter den Pflug zu nehmen in der Lage war, für alle Zukunft als ausgeschlossen gelten muß«. Eine Steigerung der Lebensmittelproduktion durch intensive Kultur setzt aber zum mindesten gleichbleibende, teilweise sogar steigende Preise voraus. Es hat daher seinen guten Grund, wenn die Agrarpolitiker mit einer weitern Verteuerung der Lebensmittel auf dem Weltmarkt rechnen. Wer daher das materielle Behagen des zeugungsfähigen Proletariats als oberstes Prinzip des Lebens gelten läßt, wird den Philosophen des Gebärstreiks nichts Stichhaltiges erwidern können.

So nüchtern und realistisch die Philosophen des Gebärstreiks sind, wenn sie dem Arbeiter darlegen, wie er, ohne ein persönliches Opfer zu bringen, durch die freiwillige Sterilität sein materielles Behagen im Gegensatz zu seinen kinderreichen Klassengenossen hochhalten kann, so phantasievoll und idealistisch werden sie, wenn sie die Gründe darlegen, warum sie eigentlich das proletarische Leben gleich mit der Wurzel ausgetilgt sehen möchten. Die Verneinung des Willens zum proletarischen Leben führt auf Schopenhauer zurück, dessen Philosophie durch die Neumalthusianer eine höchst eigenartige Umbildung erfahren hat. Während bei Schopenhauer die Verneinung des Willens zum Leben ein rein seelischer Prozeß ist, der zu keinem Handeln Veranlassung gibt sondern im Gegenteil zum Nichthandeln, zum Quietismus, zur Entsagung und zur Resignation führt, wird bei den modernen Neumalthusianern, die den Gebärstreik auf ihre Fahne geschrieben haben, die Verneinung des Willens zum Leben zur sozialen Aktion, zur

Propaganda der Tat auf sexuellem Gebiet, durch die der alte Bau der bürgerlichen Gesellschaft von Grund aus zerstört werden soll. Am deutlichsten tritt dies in Frankreich in die Erscheinung. Die französischen Anhänger des Gebärstreiks verteilen im Proletariat Broschüren und Flugblätter, halten Familienkonferenzen und öffentliche Versammlungen ab, veranstalten für junge Arbeiterinnen medizinische Kurse über die Verhütung der Empfängnis und treiben allerorten einen schwunghaften Handel mit antikonzeptionellen Mitteln.²⁾ So sehr diese Propaganda der Tat gegen die Fortpflanzung des proletarischen Lebens auch im Widerspruch zur Philosophie Schopenhauers zu stehen scheint, so läßt sich doch nicht leugnen, daß sie mit ihr viele Gedanken gemein hat. Nach Schopenhauer ist ja alles Leben, alles Dasein ein elendes, ein Übel. Dafür legen Armen- und Siechenhäuser, Spitäler, Kliniken und Lazarette, Not und Krankheit ein durch keine Schönrednerei zu beseitigendes Zeugnis ab. Es sei auch gar keine Möglichkeit vorhanden das Elend des Daseins zu beseitigen oder auch nur wesentlich zu mildern. Der Kulturfortschritt, meint Schopenhauer, macht die Menschen zwar klüger und raffinierter, aber weder besser noch glücklicher. Im Gegenteil, mit der zunehmenden Bildung und Erkenntnis werden die Leiden des Daseins nur noch intensiver gefühlt. Wenn trotzdem nur wenige Menschen das Dasein wie eine lästige Bürde von sich werfen, so liegt das daran, daß der angeborene Wille zum Leben stärker ist als die philosophische Vernunft, die den Wert des Lebens verneint. Die Verneinung des Willens zum Leben macht Schopenhauer auch zum Gegner der Ehe, weil durch sie neue Menschen zum Elend des Daseins erweckt werden. Wie uns seine Anhänger berichten, bot er seine ganze Überredungskunst auf, um sie von der Ehe abzuhalten. Er selbst blieb seiner Lehre treu. Die zeugungsfähigen Jahre seines Lebens verbrachte er in der Gesellschaft seines treuen Pudels und einer alten mürrischen Haushälterin, und er starb kinderlos. In jüngeren Jahren soll freilich die Versuchung auch einmal an ihn herangetreten sein. Als er jedoch nach seiner Art die Gründe, die für und gegen die Ehe sprechen, auf ein Papier neben einander schrieb, war bald die Seite der Gegen Gründe schwarz voller Tinte. Die Philosophen des Gebärstreiks unterscheiden sich nun darin von Schopenhauer, daß sie nicht den Wert des Lebens überhaupt sondern nur den Wert des proletarischen Lebens verneinen. Ihre Philosophie führt auch keineswegs zur Resignation und zur Entsagung auf sexuellem Gebiet. Im Gegenteil, ein Kampf mit der Sinnlichkeit, mit dem »wildem, unbezwinglichen Begehren«, wie ihn Pauline, die Heldin des Zolaschen Romans *La joie de vivre* führt, um sich »zu dem großen Heiligen, zu Schopenhauer«, zu bekehren, erscheint den Philosophen des Gebärstreiks nicht nur zwecklos und unvernünftig sondern auch unsittlich. Sie glauben ihrem großen Heiligen am besten zu dienen, indem sie die Frauen des Proletariats in der Kunst unterrichten keine Kinder zu haben, ohne sich irgendwie den Freuden der Liebe zu entziehen. Wozu neue Menschen zum Elend des proletarischen Lebens erwecken? Mögen doch die besitzenden Klassen, die alle Tage herrlich und in Freuden leben, mehr für die Fortpflanzung der Rasse tun, denn für sie ist ja das Leben wirklich lebenswert. Für mindestens 90% der arbeitenden Klassen wäre es dagegen viel besser, wenn sie gar nicht

²⁾ Siehe Bertillon *La dépopulation de la France* / Paris 1911/, pag. 218 ff

geboren worden wären, weil ihr Leben elend, ein Übel ist. Von dem proletarischen Elend entwerfen die Neumalthusianer ein noch düsteres Gemälde als selbst die Anarchosozialisten. »Das Leben, das die arbeitenden Klassen führen«, sagt Dr. Drysdale, »ist schlimmer als das der meisten Lasttiere. Die Proletarier arbeiten ohne Unterlaß 10 oder 12 Stunden täglich, und ihre Arbeit ist aufreibend, monoton, zuweilen lebensgefährlich; für sie besteht keine Hoffnung emporzukommen, kein persönliches Interesse an dem Erfolg ihrer Arbeit. Wenn die Nacht kommt, sind sie zu übermüdet, zu abgehetzt, um die wenigen Stunden der Muße, die ihnen bleibt, genießen zu können, und der Morgen ruft sie wieder zu ihrer traurigen Arbeit . . . Das beweist uns, daß der Pessimismus, den man so vielen Denkern zum Vorwurf macht, in Wirklichkeit die einzige Meinung ist, die sich auf den realen Zustand der Dinge gründet.«³⁾

So kommen die Neumalthusianer zu dem Schluß, daß es besser sei gar nicht denn proletarisch zu leben. Sie sind aber deshalb, im Gegensatz zu Schopenhauer, keine Feinde der Ehe. Alle sexuellen Beziehungen, mit Ausnahme der Ehe, schreibt Drysdale, sind voll Mysterien, Enttäuschungen und Schändlichkeiten. Der Freiheit und Würde des Menschen im Sexualleben entspricht allein die Ehe. Diese Auffassung vertreten auch die modernen Geburtenverweigerer. Allein als Ideal der sexuellen Gemeinschaft im Proletariat erscheint ihnen nicht die Ehe schlechthin, sondern nur die freiwillig-sterile Ehe, die kein neues proletarisches Leben erweckt. Wir sehen also, wie in der Philosophie des Gebärstreiks die Ideen Schopenhauers in eigentümlicher Verrenkung wiederkehren. Schopenhauer, der die Macht der sexuellen Instinkte richtig einschätzte, glaubte, daß die Erlösung der Menschheit vom Elend des Daseins nur durch ein Wunder möglich sei. Die Geburtenverweigerer, Männer der Tat, wollen dies Wunder durch den präventiven Geschlechtsverkehr vollbringen. Aber sie bleiben der Lehre ihres Meisters nicht in vollem Umfang treu. Nicht das Leben überhaupt, sondern nur das proletarische Leben, das Leben der Armut, Unfreiheit und Entwürdigung soll aufhören, weil ein solches Leben nicht wert sei gelebt zu werden. Erst mit der Vernichtung des proletarischen Lebens. so sagen sie, kann die optimistische Lebensauffassung in der Menschheit wieder Geltung erlangen. Im Grunde leiden ja auch die arbeitenden Klassen nicht allein unter dem Druck des proletarischen Elends. Genau so wie die Proletarier können auch die Besitzenden und Bevorrechteten, wenn sie von der Natur mit einem sozialen Gewissen von größerer Empfindlichkeit ausgestattet sind, in der trüben Atmosphäre der Armut, die heute das ganze soziale Leben durchdringt, zu keiner wahrhaft beglückenden Lebensfreude gelangen.



O neumodisch uns die Philosophie der Geburtenverweigerung auch anmuten mag, so ist sie doch nicht ganz ohne Vorläufer. Im Altertum scheint allerdings der Gedanke der Geburteneinschränkung nur auf die besitzenden Klassen einen Einfluß ausgeübt zu haben. Im alten Rom gehörte bis zum Untergang des Weltreichs zum Begriff des *Proletariers* die *proles*, die zahlreiche Nachkommenschaft. Wer als Freigeborener nichts weiter sein eigen nannte als Kinder, wer nach seinem

³⁾ Siehe Drysdale *Éléments de science sociale*, 6. französische Auflage, übersetzt nach der 32. englischen Auflage / Paris 1905/, pag. 239 und 246. Das englische Original war mir leider nicht zugänglich.

Tod nichts anderes hinterließ als Nachkommen, war ein *proletarius*. Neben der Besitzlosigkeit war der Kinderreichtum das unzerstörbare Merkmal des Proletariats. Und je größer die Not des Proletariats, um so fruchtbarer war es. Daß das proletarische Elend jemals über den Zweck seines Daseins philosophiert habe, wird uns nicht berichtet.

Diese erstaunliche Tatsache erfahren wir zum erstenmal so um die Mitte des 18. Jahrhunderts aus den Schriften der Physiokraten. Auf die Frage, warum bei ihnen die Geburten so langsam auf einander folgen, gaben die bäuerlichen Pächter, die weder Haus noch Hof noch Vieh ihr eigen nannten, die charakteristische Antwort, ob es sich denn wohl lohne solch Elende wie sie in die Welt zu setzen. So müde und resigniert auch diese Antwort klang, so rief sie doch in den Schlössern zu Versailles angstvolle Beklemmung hervor. Jahrhundertlang hatte man es als eine Naturtatsache angesehen, daß der adlige Boden auch das dienende Menscheninventar hervorbringe. Jetzt erfuhr man, daß auch in den untersten Schichten des französischen Volkes sich zwischen sexueller Vereinigung und Empfängnis der Gedanke eingedrängt habe, und daß selbst der elende Teilpächter anfangs die Zeugung von sozialen Erwägungen abhängig zu machen. Wir wissen nun, daß seit den Tagen der Physiokraten der dem Gebärstreik zugrunde liegende Gedanke der fakultativen Sterilität in Frankreich unaufhaltsame Fortschritte gemacht hat. Wie sehr auch Kirche und Staat gegen das Zweikindersystem wetterten, das französische Volk ließ sich von seiner praktischen Lebensphilosophie, daß mehr als 2 Kinder eine Gefahr für das materielle Behagen der Familie darstellen, nicht mehr abbringen.

In Deutschland war noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts selbst im Bürgertum die Kindersterblichkeit der einzige Regulator der Bevölkerung. Im Proletariat wurde derart restlos empfangen und geboren, daß alljährlich Hunderttausende von schlecht genährten und ungenügend gepflegten Säuglingen wie taube Blüten vom Baum der Menschheit abfielen. Unter dem Einfluß der malthusianischen Lehre, daß die Bevölkerung beständig die Tendenz zeige sich über die Unterhaltungsmittel hinaus zu vermehren, hielt aber die Idee der Geburteneinschränkung auch ihren Einzug in die deutsche Philosophie. Es war Schleiermacher, der die dem Gebärstreik zugrunde liegende Idee der Geburteneinschränkung moralisch zu begründen versuchte. Und er gelangte dabei zur Aufstellung eines ganz neuen Gebots, das da lautete: »Du sollst nicht absichtlich lebendig machen!« Schleiermachers sexuelle Ethik drang jedoch nicht ins Volk; sie blieb eine Geheimlehre der oberen Schichten, die nach und nach lernten sich durch Beschränkung der Kinderzahl vor dem Druck des Lebens zu schützen. Die arbeitenden Klassen blieben noch das ganze 19. Jahrhundert hindurch von der neumalthusianischen Philosophie verschont. Mit der Natürlichkeit der sexuellen Lebensführung, wie sie aufstrebenden Völkern eigen ist, lieferte das deutsche Proletariat der kapitalistischen Produktionsweise den proletarischen Nachwuchs in so reichem Maß, daß der Bevölkerungszuwachs von Jahr zu Jahr größer wurde. Eine Änderung dieses Zustands trat erst gegen Ende des Jahrhunderts ein. Es kamen auf 1000 Einwohner im Jahresdurchschnitt von 1871 bis 1880 40,7 Neugeborene, von 1901 bis 1910 33,9, im Jahr 1911 gar nur 29,5. Der Rückgang der deutschen Geburtenziffer im 1. Jahrzehnt des

20. Jahrhunderts ist, ganz besonders wenn man die städtische Bevölkerung für sich betrachtet, so bedeutend, daß der Intellektualisierungsprozeß des proletarischen Geschlechtslebens nicht mehr angezweifelt werden kann. Wie der bäuerliche Pächter vor 150 Jahren in Frankreich, so beginnt heute der deutsche Industriearbeiter sich die Frage vorzulegen, ob es für ihn und seine Familie Glück bedeute, wenn neue Menschen zum Leben erweckt werden, und die Antwort darauf ist zumeist ein entschiedenes *Nein*. Gewiß tritt uns in der sinkenden deutschen Geburtenziffer die Verneinung des Willens neues proletarisches Leben zu wecken vorläufig noch in schwacher Form entgegen, aber der Wandel in der Auffassung der sexuellen Lebensführung ist unverkennbar, die naive Natürlichkeit, die das proletarische Sexualleben noch im 19. Jahrhundert erfüllte, ist unwiederbringlich verloren, ein neues Zeitalter sexueller Philosophie und Moral dämmert herauf.

Läßt sich nun diese Entwicklung aufhalten? Zunächst muß man sich darüber klar werden, daß es sich hier um eine geistige Bewegung handelt, gegen die Zwangsmaßnahmen wirkungslos bleiben müssen. Was den geistigen Kampf betrifft, so kann man der pessimistischen Lebensauffassung der proletarischen Geburtenverweigerer allerdings eine optimistische entgegensetzen; widerlegt ist sie damit aber nicht. Wenn der fromme Christ und der Neumalthusianer der philosophischen Überzeugung sind, daß diese Erde ein Jammertal ist und der eine sich in die Freuden des Jenseits, der andere in die hellere Zukunft einer Gesellschaft ohne Proletariat flüchtet, um ihren Pessimismus für das menschliche Gemüt überhaupt erträglich zu machen, so sehen wir einmal, wie alt der Widerstreit der pessimistischen und der optimistischen Lebensauffassung ist, und ferner wie er in immer neuen Formen in Erscheinung tritt. Welche Lebensauffassung schließlich bei dem einzelnen vorherrschend wird, hängt ab von seiner natürlichen Gemütsveranlagung und den sozialen Zuständen, in denen er lebt. Anders als die Ökonomie des Gebärstreiks, die in allen ihren Teilen sachlich geprüft und widerlegt werden kann¹⁾, ist die Philosophie des Gebärstreiks letzten Endes eine Sache des Fühlens und Glaubens, der man mit bloßen Vernunftgründen gar nicht beikommen kann. Zweifellos ist freilich, daß die pessimistische Wertung des proletarischen Lebens viel mehr Anklang finden wird in einer Zeit, in der es den Massen immer schwerer wird die bisherige Lebenshaltung bei größerer Kinderzahl aufrechtzuerhalten. Kein Zweifel, die Philosophie des Gebärstreiks besitzt alle Eigenschaften in Zeiten, da steigende Preise und wachsende Arbeitslosigkeit auf die proletarischen Haushaltungen einen Druck ausüben, die Lebensanschauung der Massen zu werden. Ob die optimistische Lebensauffassung des Sozialismus stark genug sein wird, um ein ausreichendes Gegengewicht zu bilden und damit die Nation vor den Gefahren zu schützen, die die Geburtenverweigerung unwiderstehlich mit sich bringt, wird erst die Zukunft lehren. Eins steht aber heute schon fest: Die Intellektualisierung des proletarischen Sexuallebens eröffnet eine neue Epoche in der Geschichte der europäischen Menschheit, die in ihrem Schoß gewaltige Umgestaltungen des sozialen und ethnischen Lebens birgt. Man wird nicht sagen können, daß man dieser Wende in der Geschichte der Menschheit ohne innere Unruhe entgegensehen darf.

¹⁾ Siehe meinen Artikel *Die Ökonomie des Gebärstreiks* in diesem Band der *Sozialistischen Monatshefte* pag. 1319 ff.



ON den Gefahren, die der Intellektualisierungsprozeß des Sexuallebens heraufbeschwört, liegen die größten meiner Meinung nach auf nationalem Gebiet. Eduard Bernstein freilich will die nationale Gefahr des Geburtenrückgangs nicht anerkennen.³⁾ Er meint sogar, es liege überhaupt kein Anlaß vor von einer nationalen Gefahr zu sprechen. Auch das massenhafte Eindringen slawischer Arbeiter in Landwirtschaft, Bergbau und Industrie scheint ihm unbedenklich, sofern es uns nur gelingt die Eingewanderten kulturell zu assimilieren, sie in die Kultur unseres Volkes hineinzuziehen. Ich gebe zu, daß die Rassenunterschiede der dem weißen Kulturkreis angehörenden Nationen nicht groß genug sind, um einen solchen kulturellen Assimilierungsprozeß als besonders schwierig erscheinen zu lassen. Die Frage des Schicksals ist aber die, ob sich die slawischen Arbeiter kulturell assimilieren lassen wollen.

Die feste Basis jeder nationalen Kultur ist die Sprache. Sie stellt mit ihren künstlerischen und literarischen Ausstrahlungen einen so wichtigen Bestandteil der Kultur dar, daß ohne Gemeinsamkeit der Sprache auch keine Gemeinsamkeit der Kultur denkbar ist. Mir wenigstens ist es unfaßbar, wie ein Mensch, der die Sprache Kants und Goethes nicht kennt, in die Kultur des deutschen Volkes hineingezogen werden kann. Gewiß, die deutsche Sprache läßt sich erlernen, und durch sie kann ein einigendes Band um die in Deutschland lebenden deutschen und slawischen Arbeiter geschlungen werden. Aber die Zeit, in der die slawischen Einwanderer widerstandslos die Sprache des Landes annahmen, in dem sie ihren Erwerb suchten, ist längst vorbei. Heute ist das nationale Bewußtsein gerade bei den slawischen Arbeitern so erstarkt, daß jede Hoffnung sie für die deutsche Sprache und damit für die deutsche Kultur zu gewinnen hinfällig ist. Wohin die slawische Einwanderung führt, kann man am besten im rheinisch-westfälischen Industriegebiet studieren, wo ganze Gebiete bereits zu slawischen Enklaven geworden sind, die sich nicht nur gegen die offizielle deutsche Kultur sondern auch gegen die Kulturbewegung der deutschen sozialdemokratischen Arbeiter hermetisch abschließen. Von einer Assimilierung kann hier also schlechterdings nicht die Rede sein, und die bisherige Erfahrung der sozialdemokratischen Parteileitung spricht auch dagegen, daß das, was der preußischen Volksschule bisher mißlang, der deutschen sozialistischen Bewegung gelingen könnte. Das Nebeneinanderwohnen zweier Nationen mit verschiedener Sprache auf dem selben Territorium führt aber auch dann zu fortgesetzten Reibungen, wenn ihre Kulturen einander ebenbürtig sind. Vielleicht tritt gerade in diesem Fall der Nationalitäteng Gegensatz erst in voller Schärfe in die Erscheinung. Die Gewährung der Autonomie kann die nationalen Gegensätze aber auch nicht aufheben, weil es unmöglich ist ein und das selbe Gebiet zugleich deutsch und slawisch zu verwalten. Daß eine von nationalen Gegensätzen zerrissene Bevölkerung in ihrer kulturellen Entwicklung vielfach gehindert wird, kann nun nach den Erfahrungen des österreichischen Nationalitätenkampfes kaum bezweifelt werden. Die kulturelle Assimilierung ist also bei wachem Nationalbewußtsein der fremdsprachigen Einwanderer ein Ding der Unmöglichkeit. Wenn die deutsche Sozialdemokratie, wie Bernstein wünscht, für eine Politik und Sozialpolitik

³⁾ Siehe Bernstein *Geburtenrückgang, Nationalität und Kultur* in diesem Band der *Sozialistischen Monatshefte*, pag. 1492 ff.

kämpfen wollte, die die eingewanderten slawischen Arbeiter zu Mitbürgern im nationalen und kulturellen Sinn macht, würde sie sich gerade dadurch deren Todfeindschaft zuziehen.

Ich gebe nun gewiß zu, daß die ausländische Einwanderung trotz ihrer bedrohlichen Stärke zurzeit noch keine erhebliche nationale Gefahr ist; sie muß aber zu einer solchen werden, wenn sie infolge der Geburteneinschränkung noch größern Umfang als bisher annehmen sollte. Auch derjenige, der sich frei von nationalen Vorurteilen weiß, wird die Gefahr der Entstehung einer gemischtsprachigen Bevölkerung auf deutschem Boden nicht als belanglos ansehen können. Meiner Meinung nach wäre das ein Phänomen von so weittragender und aufregender Natur, daß daneben viele andere Dinge, die geräuschvoll die öffentliche Meinung beschäftigen, im wesentlichen versinken müßten. Da nun Ansätze zur Entstehung einer gemischtsprachigen Bevölkerung sowohl im Westen wie im Osten des Reichs bereits vorhanden sind, wäre es verfehlt, wollte die Sozialdemokratie vor dieser unerfreulichen Erscheinung, die bei fortschreitender Entwicklung früher oder später zu einem heftigen Nationalitätenkampf führen müßte, die Augen schließen. Meiner Meinung nach wäre es eine wichtige Aufgabe des Sozialismus der Durcheinandermengung der Nationen, die wesentlich durch den Kapitalismus bewirkt wird, im Interesse des Nationalitätenfriedens entgegenzutreten, solange es noch Zeit ist.

XX

ALWIN REISSMANN · EIN JAHRZEHT LEBEN, ENTWICKELUNG UND SELBSTERZIEHUNG EINES ARBEITERS



CH bin, was man einen geborenen Schwärmer nennt. Meine Erziehung war bisher ein langsames Austilgen des Überspannten aus meinem Denken und Fühlen, ein schmerzliches Fortschreiten zu größerer Klarheit und Sicherheit, in mannigfachem Wechsel von Erträumen und Erleben.

Nach der Lehrzeit zog ich als träumerischer Mensch in die Fremde. Als ich Bilder von Böcklin sah, überkam mich eine tiefe Trauer. Dabei verlor ich die wirkliche Welt ganz aus den Augen. Ich war unwissend und verstand nichts vom Leben der Menschen. Aber beim Anblick dieser Bilder empörte sich etwas in mir, und ich selbst kam mir schlecht vor. Mit einer starken Sehnsucht nach einer andern Welt lief ich herum und konnte nichts tun zu meinem Frieden. Was mir aus den Bildern entgegenleuchtete, kam mir nicht mehr aus dem Sinn und trieb mich heimlich an nach etwas ganz Unerhörtem zu suchen; eine brennende Unruhe jagte mich von Stadt zu Stadt, aber nirgends fand ich, was ich wollte.

Auf einer großen Bühne sah ich den *Wallenstein*. Da erinnerte ich mich des Kasperletheaters, vor dem ich einst wie im Traum stand, mit glühenden Sinnen bei dem Gedanken, was sich mit dem Kasperle alles anfangen ließe. Seine Späße gefielen mir wohl, aber mit Kummer sah ich, daß er nur Späße machte. Vor dem *Wallenstein* genoß ich das große Glück meinen Kindertraum erfüllt zu sehen. Noch heute kommt es mir vor, als wären

Schiller und Shakespeare und der Kasperle drei gute Freunde, deren Freundschaft ich aus der Ferne fühlen kann. An die Stelle all dieser wogenden Empfindungen trat dann später Schritt um Schritt die Erkenntnis der Notwendigkeit tüchtiger geistiger Arbeit. Der Herzog Wallenstein zog mich gewaltig an. Mein Denken wanderte zurück in die Geschichte. Da lag das Leben, das ich träumte. Berauscht blätterte ich in den Büchern. Leider fand ich nur den matten Schein der Sonne Wallensteins darin, und Max, der schönste Stern um diese Sonne, war gar nicht da. Das nahm ich Schiller übel. Ich wußte ja nicht, daß er ein Stück vom eigenen Leben in diesen Max hineingedichtet hatte.

Ich zog zu Fuß nach München. Eine schönere Stadt gab es damals für mich nicht. Leider konnte ich dort nichts verdienen. So lernte ich Betteln gehen. Mit 50 Pfennig konnte ich einen Tag leben: 30 brauchte ich zum Übernachten und 20 zum Essen. Ich besuchte alle bekannten Münchener Maler, um mich bei einem als Lehrling einzuschmuggeln. Doch wurde ich überall lächelnd abgewiesen. Dann trieb ich mich ein paar Wochen in der Pinakothek herum und machte die Bekanntschaft einer alten Malerin, die schon 20 Jahre lang immer die alten Holländer kopierte und mir den Kopf gehörig zurechtsetzte.

Der Boden wurde mir in München zu heiß. Ich ging nach Tirol. Ich schlief bei den Bauern im Stall, ließ mir am Tag die Sonne auf den Pelz brennen und verstand mich ausgezeichnet mit Gott und den Menschen. Eines Abends kam ich spät in ein Dorf, fand aber noch einen alten Bauern mit der Brille am Tisch sitzen. Ich mußte mich mit hungrigem Magen zu ihm setzen und dem alten Mann aus Nansens Nordpolfahrt vorlesen. Der Bauer lobte mich und behielt mich zur Nacht da. Er holte selbst das Stroh aus dem Stall und bettete mich auf die Ofenbank. Erst beim Einschlafen kam der Hunger wieder. Der Alte schnarchte nebenan in seinem Bett. Am Morgen durfte ich mit aus seiner Schüssel essen, die Löffel wischten wir vorher und nachher fein säuberlich am Tischtuch ab. Nachher hielt mir der Bauer eine Rede. Ich sollte bei ihm bleiben. Abends sollte ich ihm immer vorlesen, zu arbeiten brauchte ich nicht. Mir kam die Sache lustig vor, und ich blieb. Aber die Knechte sahen mich scheel an. Nach 3 Tagen wurde mir der Spaß langweilig, und ich rückte aus.

Bei Nacht und Nebel kam ich nach Hause. Nun fing ich an zu malen. Ein Jahr verbummelte ich mit blindem Drauflosstudieren. In meiner Herzensnot schrieb ich an viele Künstler und bat sie um Rat. Die Antworten waren nicht sehr ergötzlich. Nach und nach fing ich an mich für ein Genie zu halten und kam in Gefahr sittlich und geistig zu verloddern. Nachts arbeitete ich, am Tag lag ich auf der Diele. Ich aß nur trockenes Brot mit Salz, wollte von nichts sonst etwas wissen, und wenn ich am Tag einmal ausging, setzte ich eine alte blaue Brille auf, um nur die Häßlichkeit der Welt nicht zu sehen. In langem Brüten wälzte ich in meinem Kopf die gewaltigsten Projekte, Riesenbauten erstanden vor meinem Geist, ich suchte nach wunderbaren Landschaften, auch vertiefte ich mich in die Chemie und braute auf dem Papier neue Stoffe zusammen, ich zeichnete mit Kreide Teufelsratzen und las in albernem Büchern. Mein armer alter Vater schüttelte den Kopf, wagte aber nicht dreinzureden.

Eines schönen Abends hatte ich auf einmal genug von dem ganzen Hexen-

sabbath. Ich wanderte in die Nacht hinaus und nahm am andern Tag Arbeit in meinem Beruf, als Drechsler. Von da an ging es vorwärts, wenn auch schwer. Meine Kameraden versuchten mich für die Arbeiterbewegung zu gewinnen. Die Versammlungen kamen mir aber zu fade vor. Dennoch fühlte ich ein Bedürfnis mir über die Sache klar zu werden. Ich faßte sie von der gegnerischen Seite an, kam aber bald auf Lassalle. Seine leidenschaftlichen Anklage- und Verteidigungsreden fesselten mich, und seine Betrachtungen über Heraklit den Dunkeln nahmen mich wieder ganz gefangen. Nun fing ich mit der Philosophie an, und damit geriet ich von neuem in das frühere Elend. Ich versäumte die Arbeit und grübelte zu Haus über einer veralteten Geschichte der Philosophie. Als ich nichts mehr zum Leben hatte, versuchte ich abends in einem Zirkus zu kellnern. Damit verdiente ich bald ebensoviel wie mit meiner Berufsarbeit und konnte doch am Tag für mich studieren. Was bei dem Philosophieren herauskam, war nur ein gewisser Formelkram, eine philosophische Stillfexerei, die mir später mehr schadete als nützte. Es hat mich ordentliche Mühe gekostet das wieder los zu werden. Aber ich gewann doch bei meiner Philosophie ein Nebenprodukt. Das Zeitalter der Griechen und damit der Glanz des Altertums erschloß sich mir. In kurzer Zeit verschlang ich alles, was ich nur über jene herrliche Epoche zusammenraffen konnte. Wie ich früher mit Schillers bunten Gestalten aus dem 30jährigen Krieg herumvegetierte, so strich ich jetzt mit Cicero, dem *Schwätzer*, und den griechischen Göttern umher.

Von der Not gezwungen nahm ich in einer großen Textilwarenfärberei Arbeit, aber ich litt dabei körperlich und seelisch so sehr, daß ich sie schon nach 14 Tagen wieder aufgab. Nur eins gewann ich dabei: Ich fand einen Freund, einen wortkargen, unter seinen Kameraden sehr beliebten russischen Arbeiter, der 10 Jahre älter war als ich, und der nun mein Lehrer wurde. Diesem Menschen verdanke ich den Anstoß zu meiner weitem geistigen Entwicklung. Er war ein Idealist vom reinsten Wasser. Mit mir zugleich ging er aus der Fabrik fort, um Arbeit in einer Teppichweberei zu nehmen, obwohl er noch keinen Webstuhl kannte. Und er brachte es fertig später bei der Arbeit Bücher zu lesen; was der Werkführer bei keinem andern geduldet hätte, sah er bei ihm mit an. Er glaubte wohl, daß die fremdsprachigen Bücher Fachwerke seien. Mein Freund hatte russische, englische und jüdische Zeitungen und zu Hause eine schöne Bibliothek. Fast jeden Abend verbrachte ich bei ihm. Von seinem Arbeitsverdienst sparte er einen bestimmten Teil und schickte ihn an ein russisches Komitee. Wir lasen zusammen Turgenjews *Väter und Söhne*. Das Schicksal Basarows erschütterte mich sehr, es entlockte mir Tränen. Mein Freund lächelte darüber. Er küßte mich und sagte: »Es sind heilige Tränen, auch ich und die ganze edle russische Jugend haben sie geweint.« Aber wir lasen das Buch nicht zu Ende. Mein Freund meinte: »Es geht schlecht aus, laß uns handeln!« Dann gab er mir Haeckels *Welträtsel* zu lesen und verlangte einen Aufsatz darüber. Ich schrieb ihn und flocht meine philosophischen Floskeln mit hinein. Das gab mit dem Latein und dem Gelehrtendeutsch des Herrn Haeckel zusammen ein sonderbares Kauderwelsch. Durch meinen Freund lernte ich noch andere Bücher kennen: Krapotkins *Memoiren*, *Deutsch' 16 Jahre in Sibirien*, Tolstoj und Gorkij. Von Tolstoj sprach er wie ein Gläubiger von Jesus. Er hielt ihn für das größte Genie aller Zeiten und Völker. »Auch größer als Aristoteles?« fragte ich. »Aristoteles hat mehr Wissenschaft

getrieben und geschaffen, aber in Tolstojs Seele lebt die ganze Menschheit. sagte er. Ich habe noch keinen deutschen Arbeiter von einem großen Vertreter des deutschen Volks so sprechen hören. Ich liebte und verehrte meinen Freund mehr als irgendeinen andern Menschen. Wenn ein Schüler oder überhaupt ein Mensch so zu seinem Lehrer steht, kann dieser ihm alles beibringen, soweit sein Wissen eben selber reicht.

Dann kamen die schweren Tage der russischen Revolution. Mein Freund wurde verschiedene Male ins Ausland gerufen. Während unseres letzten Beisammenseins war er besonders innig mit mir, sagte aber kein Wort von Abschied. Er sprach nur viel von der nahenden goldenen Zukunft seines Vaterlands, das nun bald an der westeuropäischen Kultur teilnehmen werde. Wir gingen zusammen ins Freie hinaus. Unten umarmte er mich und sagte. »So wahr droben die Sterne stehen, sollst du kämpfen für deine Kameraden.«

Es litt mich auch nicht mehr lange in der Stadt, nach einiger Zeit zog ich in eine Großstadt. Dort nahm ich an zwei Vortragszyklen teil: über die Geschichte der Presse und über Arbeit und Lohn. Mit Erstaunen hörte ich hier, wie ein bekannter Professor Fragen behandelte, über die sich meine Kameraden in der Werkstatt herumstritten. Nun erst griff ich zur sozialistischen Literatur. Dabei kam ich auch auf die Geschichte der französischen Revolution, die mich sehr begeisterte. Die Reden Robespierres und Saint-Justs entflamten mich, in den Rednern des Jenaer Parteitags sah ich damals die neuerstandenen Helden der Geschichte leibhaftig vor mir. Das Buch der Frau Roland-Holst über den politischen Massenstreik ernüchterte mich in seiner klaren und sachlichen Darlegung der geschichtlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse. Noch immer wußte ich nicht, daß Klarheit im Sehen und Denken die Grundlage aller Wissenschaft und alles Fortschritts ist. In jener Stadt hatte ich noch ein großes inneres Erlebnis: Es waren die Vespere in einer Kirche, die mich in einen Rausch des Entzückens versetzten. Aber die geistige Anteilnahme an den großen Fragen der Zeit hatte doch schon zu starke Gewalt über mich, als daß ich von neuem in unfruchtbare Phantasterei hätte zurückfallen können.

Ich ging wieder nach einem andern Ort, und dort hatte ich das Glück auf einen Arbeiterbildungsverein zu stoßen, der als Zentralstelle der Bildungsarbeit in einer Großstadt dem jungen Geschlecht große Dienste leistete. Bis jetzt hatte ich immer für mich allein gestanden und war in meiner Entwicklung auf den Zufall angewiesen gewesen. Das wurde nun anders. Hier fand ich nach jeder Richtung Gleichstrebende. Auch Arbeiterinnen, Studenten, Lehrer trafen wir dort. Ich beteiligte mich an allem, was mir zusagte. Das Lernen war mir eine Lust. Wir diskutierten, rezitierten, besuchten Konzerte und Theater und bildeten in allem die junge Avantgarde der Arbeiterbewegung am Ort. Mancher von meinen damaligen Genossen steht heute schon an verantwortlicher Stelle mit an der Spitze unserer Sache. Unser Hauptunterrichtsgegenstand war die Wirtschaftsgeschichte. Ein besonderer Vortragszyklus führte uns in die Agrarwirtschaft ein. Dabei spielte natürlich die Grundrente die wichtigste Rolle. Während einer Zeit langer Arbeitslosigkeit vertiefte ich mich in die bürgerlichen Nationalökonomien, um zu sehen, was sie zu den Fragen der Bodenverteilung und der Grundrente zu sagen hätten. Sie leugneten wohl nicht das Vorhandensein einer Grundrente, aber in ihrer zu engen Definition erschien diese nicht als volkswirtschaftlich schädliches

Monopol. Eine Verstaatlichung des Bodens wäre für sie nur eine finanzpolitische Maßregel ohne jede Bedeutung, denn die jetzigen Großgrundbesitzer müßten natürlich voll entschädigt werden, und die Kosten für eine bürokratische Verwaltung des Bodens käme dem Wert der Grundrente gleich. Mir scheint diese Wissenschaft sehr merkwürdig. Doch bleibe das dahingestellt. Ich wollte nur zeigen, daß wir uns bemühten selbständig über nationalökonomische Fragen nachzudenken. Die Merkantilisten, die Physiokraten, die liberale Schule wie die Vorläufer des Sozialismus nahmen wir der Reihe nach durch. Aus den Volkshochschulkursen habe ich nichts oder nicht viel behalten, aber unser Arbeiterlehrer verstand es gut die intelligenten Schüler anzufeuern und die trägen abzustoßen.

Wir jungen Kampfahne leisteten Erkleckliches an Radikalismus. Wir schrieben gegen Gewerkschaftsführer, Tarifverträge und Schiedsgerichte. In diesem politischen Lausbubenalter ging es nicht gerade zart zu; hin und her flogen freie und auch grobe Worte. Wie die Söhne des Bürgertums das Ideal des *großen Mannes* züchteten, so entstand bei uns so etwas wie eine Verherrlichung der *Masse*. Und wir suchten den Kampf, selbst in unseren eigenen Reihen. Die *Ethisch-Ästhetischen* wurden verhöhnt. Unsere Ansicht war: Wir brauchen harte, sogar brutale Menschen, Menschen, die kühn sind und hassen können. Zola und Ibsen verlachten wir. Ich saß freilich heimlich hinter ihren Büchern. Den *Germinal* las ich in einer Nacht und überließ mich ganz seiner aufpeitschenden Gewalt. Mein Steckenpferd wurde bald wieder die Philosophie. Von Engels' Schrift über Feuerbach kam ich zu Dietzgen, dessen Hauptwerk mich lange beschäftigte. Dietzgen führte mich zu den Positivisten. Dabei lernte ich Avenarius' Aufsatz *Bemerkungen zu dem Begriff des Gegenstands der Psychologie* kennen. Keine Arbeit habe ich jemals so gründlich studiert wie diese Abhandlung. Mit Hilfe eines befreundeten Studenten las ich dann die naturwissenschaftlichen Werke der Ostwald und Mach. Durch die Umwälzung der physikalischen Anschauungen trat für mich das ganze Weltgebäude in eine andere Stellung zum Menschen oder richtiger umgekehrt. Aber vieles an den wissenschaftlichen Streitfragen erschien mir als terminologische Spielerei; ich kannte freilich auch noch nicht die gewaltige Bedeutung der Sprache für das menschliche Denken.

Nebenbei frönte ich einem stillen Laster: der Oper. Ich habe oft meine letzten Groschen dafür hingegeben. Nichts kann mich tiefer erheben und doch inniger mit dem Leben verbinden als dramatische Musik. Aber ich gebe dem Mann durchaus recht, der von den *oberen Betrunkenen* spricht. Diese Kunst taugt nichts für den nackten Kampf ums Dasein. Das scharfe und harte Urteil Tolstojs über die »westeuropäische« Kunst kann ich freilich nicht übernehmen. Gleichwohl, unser Kampf ist zu schwer, unser Ringen zu aufreibend, als daß wir ästhetische Kultur pflegen könnten. Wir müssen uns vorläufig auf einen klaren und einfachen sprachlichen Ausdruck unseres Wollens beschränken. Wohl sehen wir auch schon mancherlei Anfänge zu einer proletarisch schöngestigen Literatur; sie lassen vielleicht einen Aufstieg der Arbeiterklasse auch in die Welt der reinen Schönheit erhoffen. Wie weit wir aber noch jetzt von einer wirklichen proletarischen Literatur entfernt sind, wie viel noch an unseren Zeitungen, an unseren Kampfschriften literarisch zu bessern wäre, das fällt uns wohl oft genug auf. Ich empfand

es besonders stark bei der Lektüre eines Buches, das mich sehr fesselte. der literarisch-pädagogischen Arbeit eines Schulmanns, die die Welt des Schrifttums vor meinen Augen neu erstehen ließ.

Sonst war, was ich in den letzten Jahren trieb, praktische Tagesarbeit. Die hat mich fast von aller Theorie entfernt. Aber zu lernen gibt es überall. und ich hoffe, ich habe auch da mein Lehrgeld redlich bezahlt.

Viele Arbeiter verzetteln in ihrem Drang nach Wissen und ihrem Bedürfnis nach Schönerem ihre seelischen Kräfte. Der intelligente Arbeiter fühlt in dem dauernden aufreibenden Tageskampf eine gewisse Leere, die unausgefüllt bleibt. Sein gesunder Sinn läßt ihn dann nach dem Ganzen streben. Auf den Gebieten, die die Tagesereignisse nicht berühren, ist man freilich oft versucht selbst weiterzugehen, aber man läuft dabei Gefahr in wissenschaftliche oder künstlerische Spielereien zu verfallen. Unzählige Kräfte werden so verschwendet. Wer diese Erscheinungen aus der Nähe kennt, weiß, daß noch viel, viel Erziehungsarbeit geleistet werden muß. Der Tageskampf füllt nicht den ganzen Menschen aus. Das erste sollte sein, daß man unseren Beamten mehr Zeit und damit einen größern Spielraum zum Studium der sozialen Welt schafft. Das Studium der sozialen Wissenschaften und der Geschichte muß einen weit breitem Platz in ihrer Arbeit einnehmen. Ihr Weltbild muß tiefer und einheitlicher werden, sie dürfen nicht nur Werkzeuge verbundener Massen sein. Unsere Organisationen sind längst eigene Organismen mit eigenen Bewegungsgesetzen, die ganz andere Eigenschafter bei ihren Leitern fordern als bloße tägliche Pflichterfüllung. Am Beispiel des Führers richtet sich der Glaube, der Mut und die Kraft des einzelnen auf.

Nur aus tieferer Klarheit kann uns neue Kraft erstehen, und wie vielen unklaren und dunklen Begriffen begegnet man in unseren Agitationsreden, Flugblättern und Broschüren! Wie viel mehr Leben sprüht oft in den Reden eines Arbeiters aus der Werkstatt als in den erstarrten Formeln und Wendungen unserer Presse. Wir müssen versuchen die gemeinschaftsbildende Kraft unserer Bewegung zu vertiefen, den einzelnen fester an die Gesamtheit zu schmieden. Was dem Arbeiter in erster Linie Vertrauen zu unserer Sache einflößt, das ist das Gefühl des Geborgenseins unter einer unüberwindlichen Macht.

XX
**HANS BETHGE · DER DICHTER RAINER MARIA
 RILKE**



AS musikalisch Reinste, die innigste Beseeltheit, die die junge deutsche Lyrik zeigt, findet sich in den letzten Verbüchern von Rainer Maria Rilke, dem jungen Böhmen von Geburt, der, ein unbeständiger Wanderer, bald im Norden bald im Süden weilt, Unruh im Blut. Sein *Buch der Bilder*, das er vor kurzem in neuem, erweitertem Gewand herausgegeben hat, enthält in Bilder umgewandelte Musik oder zu Musik gewandelte Bilder, wie man will, und mystische Tiefen von einer bestrickenden Schönheit tun sich auf. Rilke ist ein zartes, mimosenhaftes Talent. Sein Gefühl für die Melodie des Rhythmus ist so entwickelt, daß man kaum weiß, wem man ihn in dieser Hinsicht an die Seite stellen soll. Von Jacobsen führen Fäden zu ihm hin.

Ein ahnungsvolles Vertrautsein mit dem rätselhaften Weben des All lebt in seinen Versen, die hingleiten wie das Licht der Nacht über die Zweige rieselnder Birken im Mai. Man nehme das schöne Gedicht *Der Lesende* in sich auf:

»Ich las schon lang, Seit dieser Nachmittag,
Mit Regen rauschend, an den Fenstern lag,
Vom Winde draußen hörte ich nichts mehr:
Mein Buch war schwer.
Ich sah ihm in die Blätter wie in Mienen,
Die dunkel werden von Nachdenklichkeit,
Und um mein Lesen staute sich die Zeit.
Auf einmal sind die Seiten überschienen,
Und statt der bängigen Wortverworrenheit
Steht *Abend, Abend . . .* überall auf ihnen.
Ich schau noch nicht hinaus, und doch zerreißen
Die langen Zeilen, und die Worte rollen
Von ihren Fäden fort, wohin sie wollen . . .
Da weiß ich es: Über den übervollen
Glänzenden Gärten sind die Himmel weit;
Die Sonne hat noch einmal kommen sollen.
Und jetzt wird Sommernacht, so weit man sieht:
Zu wenigen Gruppen stellt sich das Verstreute,
Dunkel, auf langen Wegen, gehn die Leute,
Und seltsam weit, als ob es mehr bedeute,
Hört man das Wenige, das noch geschieht.
Und wenn ich jetzt vom Buch die Augen hebe,
Wird nichts befremdlich sein und alles groß.
Dort draußen ist, was ich hier drinnen lebe,
Und hier und dort ist alles grenzenlos;
Nur daß ich mich noch mehr damit verwebe,
Wenn meine Blicke an die Dinge passen
Und an die ernste Einfachheit der Massen,
Da wächst die Erde über sich hinaus.
Den ganzen Himmel scheint sie zu umfassen:
Der erste Stern ist wie das letzte Haus.«

Rilke hat keine Gebärde, die nicht zum Symbol eines schönen Gefühls würde. Alles beseelt sein Auge, alles erfüllt sein Traum mit Leben und Farbe, und die Beziehungen, die er zur Landschaft hat, sind so verklärt, als sei er selber eine Weile eine Ulme im Wind gewesen oder eine Weide am Teich oder eine Welle im Fluß. Seine Melodik hat eine Selbstverständlichkeit und einen innern Reichtum an schönen Beziehungen, daß sie uns schnell gefangen nimmt. Seine Verse funkeln und spielen gleich den kristallinen Kugeln auf den Strahlen einer nächtlichen Fontäne. Rilkes lyrische Gedichte sind zumeist nicht in der prägnanten Weise konzentriert wie etwa bei Stefan George. Er ist breiter und mehr malend, dabei viel inniger und musikalischer, und eine niederdeutsche Note mischt sich ein. Er ist ein mystischer Seher, von bilderreichen Träumen besucht, und über seinen Dichtungen liegt es wie ein Blütenstaub.

Dem *Buch der Bilder* ließ Rilke ein Gedichtwerk mit dem Titel *Das Stundenbuch* folgen. Dieses schöne und fromme *livre d'heures* zerfällt in 3 Abteilungen: *Vom mönchischen Leben, Von der Pilgerschaft und Von der Armut und dem Tode*. Wie rinnende Bäche in abendlichen Wiesenfluren sind diese Verse; sie scheinen keinen Anfang und kein Ende zu haben, es ist ein süßes, melodisches Raunen von den Geheimnissen, die Gott umgeben. Die Verse sind berührt von dem Flügelschlag wundervollen Sehertums.

Hier ist eine stammelnde Hingabe an das Göttliche, eine Demut und ein tiefer Glaube; eine ergreifende Lyrik, erfüllt von Bildern und Gesichtern, die alle zu Gott führen. Ich gebe ein paar Zeilen aus dem Buch wieder, wenn auch unwillig; im Zusammenhang soll man das reine Buch genießen.

»Du bist das Kloster zu den Wundenmalen
 Mit zweiunddreißig alten Kathedralen
 Und fünfzig Kirchen, welche aus Opalen
 Und Stückchen Bernstein aufgemauert sind.
 Auf jedem Ding im Klosterhofe
 Liegt deines Klanges eine Strophe,
 Und das gewaltige Tor beginnt.
 In langen Häusern wohnen Nonnen,
 Schwarzschwestern, siebenhundertzehn.
 Manchmal kommt eine an den Bronnen,
 Und eine steht wie eingesponnen,
 Und eine wie in Abendsonnen
 Geht schlank in schweigsamen Alleen.
 Aber die meisten sieht man nie;
 Sie bleiben in der Häuser Schweigen,
 Wie in der kranken Brust der Geigen
 Die Melodie, die keiner kann . . .
 Und um die Kirchen rings im Kreise,
 Von schmachtendem Jasmin umstellt,
 Sind Gräberstätten, welche leise
 Wie Steine reden von der Welt.
 Von jener Welt, die nicht mehr ist,
 Obwohl sie an das Kloster brandet,
 In eitel Tag und Tand gewandet
 Und gleich bereit zu Lust und List.
 Sie ist vergangen, denn du bist.
 Sie fließt noch wie ein Spiel von Lichtern
 Über das teilnahmslose Jahr;
 Doch dir, dem Abend und den Dichtern
 Sind unter rinnenden Gesichtern,
 Die dunkeln Dinge offenbar.«

Die jüngsten Verse Rilkes sind in der reichen, 2bändigen Sammlung *Neue Gedichte* vereinigt, die im *Inselverlag* erschienen ist. Diese Sammlung ist mit vielen lyrischen Kleinodien angefüllt, diese Bilder und Rhythmen verschlingen sich zu einem Gebilde voll tiefbrausender lyrischer Melodie. In dem Werk ist mehr sprachliche und rhythmische Strenge als in den früheren Büchern des Dichters, weniger Weichheit; die liedhaften Töne treten mehr zurück zugunsten bildhaft malerischer und zuweilen ganz monumentaler Erscheinungen. Etwas Ehernes, männlich Kräftiges macht sich immer mehr in der ganzen Anschauung, in der ganzen Gefühlsart geltend, und wir erleben Szenen voll Düsterteit und klagender Melancholie. Rilke hätte das schöne Werk vielleicht am besten *Lyrische Szenen* genannt; denn es sind in der Tat lauter Szenen des vielfältigen bunten Lebens, die in diesen Versen an uns vorüberrinnen, erfüllt von Glut, von Dämmerung, von Verzweiflung, von Resignation. Das Alltägliche gewinnt Bedeutung, das kaum Beachtete tritt in einen großen Zusammenhang, das ganze Dasein bekommt ein mystisches Gesicht. Dies ist die wahre Sendung des Dichters: den Schleier abzutun von den uns zur Gewohnheit gewordenen Dingen, das Ewige erkennen zu lassen an dem Verrinnenden, das innere Leuchten uns an dem Vergänglichen zu zeigen. Diese Sendung erfüllt Rilke auf eine holde und außerordentlich liebenswerte Art. Der Weg, der zu ihm führt, ist keine breite, sonnige Land-

straße sondern ein schmaler, umschatteter Saumpfad. Aber wer diesen schönen Pfad einmal gefunden hat, der wird ihn oftmals gehen und niemals ohne innere Bereicherung.

Aus dem Schatzkästlein seines letzten Gedichtwerks möchte ich noch ein paar Verse (*Die Erblindende*) geben; in seinem Zusammenhang wird dieses Gedichtwerk manchem Lyrikfreund Stunden vollen Genusses bereiten.

»Sie saß so wie die anderen beim Tee.
Mir war zuerst, als ob sie ihre Tasse
Ein wenig anders als die andern fasse.
Sie lächelte einmal. Es tat fast weh.

Und als man schließlich sich erhob und sprach
Und langsam und wie es der Zufall brachte
Durch viele Zimmer ging (man sprach und lachte),
Da sah ich sie. Sie ging den andern nach.

Verhalten, so wie eine, welche gleich
Wird singen müssen, und vor vielen Leuten;
Auf ihren hellen Augen, die sich freuten,
War Licht von außen wie auf einem Teich.

Sie folgte langsam, und sie brauchte lang,
Als wäre etwas noch nicht überstiegen;
Und doch: als ob nach einem Übergang,
Sie nicht mehr gehen würde sondern fliegen.«

XX

KASPAR SCHMIDT · SCHEIN UND WIRKLICH- KEIT IN DER AGRARTHEORIE UND AGRARSTA- TISTIK



EINEN Ausführungen über die hohe Schweineproduktion im bayrischen Regierungsbezirk Unterfranken¹⁾ bringt Genosse Arthur Schulz Mißtrauen entgegen.²⁾ Ich verdanke ihm das gar nicht. Das veranlaßt mich aber weitere Beweise für die Richtigkeit meiner Anschauungen und die Irrigkeit seiner Behauptungen beizubringen; denn ich kann mich beim besten Willen nicht zur Auffassung Schulz' bekehren. Da durch seine allgemeinen Ausführungen über die Bedeutung der landwirtschaftlichen Klein- und Mittelbetriebe für den Markt der Streitpunkt etwas verschoben wurde, ist es notwendig ihn noch einmal festzustellen und so auf den Kernpunkt der Sache einzugehen.

In einem frühern Artikel führt Schulz an, daß Unterfranken, das landwirtschaftlich von Klein- und Mittelbetrieben beherrscht wird, eine Schweinedichtigkeit von 62,7 auf 100 Hektar Bodenfläche aufweist, im Gegensatz zu den vorwiegend großbäuerlichen Regierungsbezirken Oberbayern und Schwaben mit nur 24,2 und 29,5 Schweinedichtigkeit.³⁾ Aus diesen bloßen Zahlen zieht nun Schulz den Schluß, daß der Klein- und Mittelbetrieb für die Schweinezucht am vorteilhaftesten und diese Betriebsformen deshalb als

¹⁾ Siehe meinen Artikel *Nochmals Klein- und Großbetrieb in der Landwirtschaft* in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1913, 2. Band, pag. 739 ff.

²⁾ Siehe Schulz *Der landwirtschaftliche Klein- und Mittelbetrieb als Marktwirtschaft* in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1913, 2. Band, pag. 911.

³⁾ Siehe Schulz *Güterzertrümmerung* in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1913, 1. Band, pag. 299.

Hauptbetriebsformen in der Landwirtschaft anzustreben seien. Mir schien die hohe Schweineproduktion Unterfrankens nur auf dem Papier zu stehen: »einen Beweis für die Leistungsfähigkeit der Kleinbetriebe zur Versorgung der Bevölkerung mit tierischen Produkten liefert sie nicht«¹⁾. Zahlen allein können trügen, sie tun es in diesem Fall, und es ist falsch die hohe Schweineproduktion der unterfränkischen Klein- und Mittelbetriebe schlankweg als maßgebend für die Klein- und Mittelbetriebe überhaupt anzusehen. Zunächst muß ich es zurückweisen, wenn Schulz sagt:

»Kaspar Schmidts Anschauung, der Kleinbauer habe nur einen geringen Anteil an der Versorgung des Marktes mit tierischen Erzeugnissen, wird dadurch, jedenfalls soweit sie auch für den deutschen Osten Geltung beansprucht, widerlegt.«²⁾

Tatsächlich habe ich das weder für den deutschen Osten behauptet noch für das Kleinbauerntum überhaupt. Das fällt mir gar nicht ein. Schulz meint, meine Ansicht über die Schweineproduktion in Unterfranken beruhe auf Mutmaßungen, nicht auf exakten Feststellungen. Auch die Würzburger Schlachthausstatistik beweist ihm noch nicht genug. Nun, ich kann ihm noch mit anderen Beweisen dienen. Einen guten Maßstab dafür, wie weit das Vieh für den Markt oder zum Eigenbedarf verwandt wird, bietet die Fleischbeschaustatistik. Man unterscheidet bei der Fleischschau nun die (gesetzlich vorgeschriebenen) beschaupflichtigen und die nichtbeschaupflichtigen Schlachtungen. Zu den ersteren rechnen die gewerblichen Schlachtungen, die in Schlächtereien, in Gastwirtschaften (Hotels) und anderen Gewerbebetrieben vorgenommen werden; die nicht beschaupflichtigen sind Hausschlachtungen. Dadurch erhalten wir also die Stückzahlen des für den Eigenbedarf (Hausschlachtungen) und des für den Markt (gewerbliche Schlachtungen) verwandten und verbrauchten Viehs. Die Zählung der Schlachtungen, die in Verbindung mit der letzten Viehzählung am 2. Dezember 1912 erfolgte, ergab für Bayern folgendes Resultat:³⁾

Regierungsbezirk	Schlachtungen für den Markt		Hausschlachtungen		zusammen
	absolut	in %	absolut	in %	
Oberbayern	526 121	86,0	85 491	13,9	611 612
Niederbayern	172 849	55,0	141 256	44,9	314 105
Pfalz	215 388	73,1	78 908	26,8	294 296
Oberpfalz	176 762	69,1	78 846	30,8	255 608
Oberfranken	241 244	75,6	77 585	24,3	318 829
Mittelfranken	355 723	72,6	134 086	27,3	489 809
Unterfranken	174 423	56,3	135 106	43,6	309 529
Schwaben	194 768	72,9	72 110	27,0	266 878
Königreich Bayern	2 057 278	71,9	803 388	28,0	2 860 666

Aus dieser Zusammenstellung geht zur Genüge hervor, welche große Rolle die Hausschlachtungen in Unterfranken spielen; nach Niederbayern (auf das ich später noch eingehen werde) hat Unterfranken die höchste Zahl der Hausschlachtungen und fast die niedrigste der Markt- oder gewerblichen Schlachtungen. Diese außerordentlich hohe Zahl der Hausschlachtungen: 43,6 %, also fast die Hälfte aller Schlachtungen überhaupt, ist ein vor-

¹⁾ Siehe meinen in Note 1 genannten Artikel, pag. 742.

²⁾ Siehe Schulz' in Note 2 genannten Artikel, pag. 914.

³⁾ Siehe die vorläufige Zusammenstellung im 3. Heft der *Zeitschrift des Königlich bayrischen statistischen Landesamts*.

züglicher Beweis für die Richtigkeit meiner Behauptungen. An diesen Zahlen vermag Schulz nicht zu rütteln. Man wird vielleicht einwenden, daß die wirkliche Schweineproduktion höher ist als sie die Schlachtungsstatistik angibt, weil viele Schweine nicht in Unterfranken geschlachtet sondern nach den außerbayrischen Grenzbezirken (Schulz führt das Frankfurter Gebiet an) ausgeführt werden. Dieser Ausfuhr steht aber eine ebenso bedeutende Einfuhr gegenüber. Allein aus Norddeutschland wurden dem Würzburger Schlachthof im Jahr 1911 14 225 Stück Schweine zugeführt; aus Bamberg, dem größten Schlachtviehmarkt Nordbayerns, werden ebenfalls viele Schweine nach Würzburg geliefert. Auch die anderen größeren Städte Unterfrankens, Schweinfurt und Aschaffenburg, sind auf die Zufuhr von Schweinen von außerhalb angewiesen. Die Ein- und Ausfuhr wird sich also gegen einander aufheben. Keinesfalls könnte der genaue Bestand etwas an der Zahl und Bedeutung der Hausschlachtungen ändern.

Nun fragt Schulz, wovon die Klein- und Mittelbauern in Unterfranken denn leben, und woher sie ihre Einnahmen haben, wenn sie keine Schweine verkaufen. Aber hier polemisiert Schulz gegen etwas, was ich gar nicht gesagt habe. Ich behauptete, daß in Unterfranken 66,8 % aller landwirtschaftlichen Betriebe eine Größe von weniger als 5 Hektar haben, daß die Durchschnittsgröße eines landwirtschaftlichen Betriebs dort 4,6 Hektar beträgt, und daß dies auf anormale Verhältnisse hinweise. Und ich sagte weiter:

»Da ist vor allem im Norden das Rhöngebirge mit seinem dünnen Boden und seinen kümmerlichen Kulturen, wo die männliche Bevölkerung zu einem großen Teil auswärts in der Industrie arbeitet. Kühe können von diesen Landbewohnern meist nicht gehalten werden, und so nimmt man seine Zuflucht zur Schweinezucht. Ähnlich liegen die Verhältnisse im Spessart, wo viel Forst-, aber wenig Landwirtschaft getrieben wird. Die Hälfte (oft noch mehr) der männlichen Bevölkerung aus den einzelnen Ortschaften arbeitet auswärts, meist im Industriegebiet Frankfurt am Main, Offenbach, Hanau, teils auch als Bau- und Erdarbeiter abwechselnd in den verschiedensten Teilen Deutschlands. Die Wirtschaft zu Haus mit dem Häuschen, einem oder zwei Äckerchen, einem oder mehreren Schweinen besorgt die Frau.«⁷⁾ Wer diese Sätze liest, braucht mich wahrhaftig nicht zu fragen, woher »die unterfränkischen Klein- und Mittelbauern ihre Einnahmen beziehen, wenn sie von den Erzeugnissen eines ihrer Hauptbetriebszweige so wenig zum Verkauf bringen.«⁸⁾ Die Mittelbauern können wir vollständig aus dem Spiel lassen; ihre Schweineproduktion beeinflußt das erhöhte Gesamtergebnis auch in Unterfranken nicht. Und von den Kleinbauern kommen nur die in Frage, die nebenbei gewerblich tätig sind, und die die landwirtschaftlichen Arbeiten von ihren Familienangehörigen besorgen lassen. Diese Gruppe ist es aber gerade, durch die die Schweineproduktion in Unterfranken so weit über den Durchschnitt des Königreichs hinaufgetrieben wird, und von dieser Gruppe nur habe ich gesprochen. Wovon diese Leute in der Hauptsache leben, geht schon daraus hervor, daß sie den größten Teil des Jahres in der Industrie tätig sind. Eben diese Bevölkerungsschicht, die zum Teil in der Industrie zum Teil in der Landwirtschaft arbeitet, ist es auch, die ihre Schweine zum größten Teil selbst ißt. Das ist die Antwort an den Genossen Schulz, der es bezweifelt, daß die Klein- und Mittelbauern ihre Schweine selbst aufessen sollten. Einen weiteren Beweis für die Unrichtigkeit meiner Behauptung über den Eigenverbrauch der Schweine sieht Schulz in der großen

⁷⁾ Siehe meinen in Note 1 genannten Artikel, pag. 742.

⁸⁾ Siehe Schulz' in Note 2 genannten Artikel, pag. 912.

Zahl der Viehhändler in Unterfranken. Ich könnte mir eine Widerlegung dieser Beweisführung schenken. So wenig wie die Schweizer Uhren- und die Pirmasenser Schuhfabrikanten alle von ihnen fabrizierten Schuhe selber tragen, verwenden natürlich die unterfränkischen Viehhändler das von ihnen erhandelte Vieh für sich. Aber das ist noch so wenig ein Beweis dafür, daß jenes Vieh in ihrem oder überhaupt in einem unterfränkischen Stall aufgezogen wurde wie man annehmen darf, daß das von den ebenfalls zahlreichen Holzflößern Unterfrankens mainabwärts geleitete Stammholz in ihrem Garten gewachsen ist. Ganz abgesehen davon, daß die Viehhändler Unterfrankens zumeist nur mit Großvieh handeln, während der Schweinehandel in der Regel von besonderen Schweinehändlern als Spezialberuf betrieben wird. Also auch der Viehhändlerbeweis erschüttert meine Behauptungen nicht.

Wie Genosse Schulz dazu kommt gerade Unterfranken als das gelobte Land der Schweinezucht hinzustellen, weiß ich nicht. Für seine Ansicht, daß die Klein- und Mittelbetriebe eine höhere Viehdichtigkeit und somit auch eine relativ größere Viehproduktion aufweisen als die Großbetriebe, hätte er andere, zuverlässigere Gegenden wählen können als den bayrischen Regierungsbezirk Unterfranken. Wir haben in Deutschland Staaten, in denen die Schweineproduktion noch bedeutender ist als in Bayern. Das beweist ein Blick auf folgende Zusammenstellung: Auf je 100 Hektar landwirtschaftlich benutzter Fläche kommen nach der Berufszählung vom 12. Juni 1907 in Preußen 61,5 Schweine, in Bayern 40,2, in Sachsen 65,2, in Württemberg 37,2, in Baden 64,3, in Hessen 75,6, in Elsaß-Lothringen 57,4 und im Deutschen Reich 59,3 Schweine. Diese Zahlen sind gewiß sehr interessant. Sie zeigen uns, daß die Schweinedichtigkeit auf 100 Hektar landwirtschaftlich benutzter Fläche in dem agrarischen Bayern, dem typischen Land des eigentlichen Bauerntums, fast an letzter Stelle steht. Nur in Württemberg ist sie noch geringer. Wenn Schulz den Regierungsbezirk Unterfranken mit 62,7 Schweinedichtigkeit als Musterbezirk für die Schweineproduktion heranzog, so beweist er damit nach dieser Aufstellung nicht viel. Denn selbst das klassische Land der Großbetriebe, Preußen, kommt ja mit 61,5 sehr nahe an Unterfranken heran, und das industrielle Sachsen übertrifft es sogar noch. Schulz hätte für seine Beweisführung jedenfalls vor allen Dingen das Musterland der Kleinbetriebe, das Großherzogtum Hessen, aufmarschieren lassen können, das mit 75,6 Schweinedichtigkeit an der Spitze sämtlicher Staaten steht. Inwieweit aber dort die hohe Schweineproduktion den Markt beeinflusst, kann ich nicht mit Bestimmtheit sagen. Soweit ich Land und Leute kenne, gilt auch für Hessen etwas von dem, was ich für Unterfranken sagte, nur nicht in gleichem Maß. Immerhin scheint mir Hessen die Argumentation des Genossen Schulz eher zu stützen als unser Unterfranken.

Als Beweis dafür, daß der landwirtschaftliche Klein- und Mittelbetrieb für die Marktwirtschaft dem Großbetrieb überlegen sei, führt Schulz auch die Erhebungen Dr. Erich Keups und Richard Mührers aus 15 ostdeutschen Ansiedlungsdörfern an. Ich bestreite die Richtigkeit dieser Angaben keineswegs; sie mögen für die dortigen Verhältnisse zutreffen. Aber sie beweisen noch lange nicht, daß es nun überall so ist, daß der Klein- und

Mittelbetrieb überall die selbe Bedeutung für die Marktwirtschaft hat wie in den ostpreußischen Ansiedlungsdörfern. Im übrigen wende ich mich nur dagegen, daß man das Zahlenverhältnis, das für irgendein Fleckchen Erde gilt, nun als maßgebend für die allgemeinen Zustände in der Landwirtschaft hinstellt. Zahlen können wohl vieles beweisen, aber sie können auch täuschen, besonders in der Landwirtschaft, wo immer noch die verschiedensten Nebenumstände zu berücksichtigen sind. Aus der Schlachtungsstatistik für Bayern, die ich oben mitteilte, geht hervor, daß dort, wo die größte Viehdichtigkeit ist, nicht immer auch die höchste Zahl von gewerblichen oder Marktschlachtungen stattfindet, sondern oft gerade das umgekehrte Verhältnis besteht. Das gleiche beweist die folgende Zusammenstellung:

Regierungsbezirk	Auf 100 Hektar Bodenfläche kommen	
	Schweine	gewerbliche Schlachtungen (in ‰)
Oberbayern	24,2	86,0
Niederbayern	45,3	55,0
Pfalz	54,8	73,1
Oberpfalz	40,8	69,1
Oberfranken	33,6	75,6
Mittelfranken	51,7	72,6
Unterfranken	62,7	56,3
Schwaben	29,5	72,9
Königreich Bayern	40,2	71,9

Wie wir daraus ersehen, hat Oberbayern die geringste Schweinedichtigkeit, aber die meisten Marktschlachtungen; Schwaben und Oberfranken haben ebenfalls eine sehr geringe Schweinedichtigkeit, weisen aber dabei auch eine sehr hohe Zahl von Marktschlachtungen auf. Umgekehrt hat Unterfranken die höchste Schweinedichtigkeit und eine sehr bescheidene Zahl (die zweitgeringste) von Marktschlachtungen. Gibt es noch einen zwingenden Beweis dafür, daß die Schulzische Behauptung: die Klein- und Mittelbetriebe weisen die größte Viehdichtigkeit auf, ergo sind sie die besten Lieferanten für den Fleischmarkt, demnach auch die beste, erstrebenswerteste Betriebsform in der Landwirtschaft, nicht unter allen Umständen richtig ist, und daß man die einfachen, nackten Zahlen nicht schlankweg ohne nähere Würdigung der Verhältnisse benutzen darf?

Charakteristische Resultate ergibt auch eine vergleichende Untersuchung über die Ursachen der hohen Zahl von Hausschlachtungen in Unterfranken und Niederbayern. Während in Unterfranken, dem typischen Kleinbetriebsbezirk, die Zahl der Hausschlachtungen stark durch die dort sehr zahlreiche ärmere ländliche Bevölkerung mitbestimmt wird, wird sie in Niederbayern mehr durch die wohlhabenderen Schichten, die Groß- und Mittelbauern, beeinflußt. Wie in meiner Heimat so werden auch dort je nach der Größe des Bauernhofs im Winter 1, 2, 3, ja sogar manchmal 4 Schweine geschlachtet; ein Teil des Fleisches wird geräuchert und für den Sommer aufbewahrt. Die gleichen Erscheinungen haben also in beiden Regierungsbezirken vollständig verschiedene Ursachen, was wiederum zeigt, daß man auch in der Agrartheorie und Agrarstatistik nicht alles über einen Kamm

scheren darf. Tut man das, so kommt man zu Irrtümern, wie Arthur Schulz und mancher andere.

Zu welch schiefen Urteilen man bei der Übertragung der Theorie in die Praxis auf Grund falscher Auffassungen kommen kann, zeigt eine Abhandlung des Genossen A. Hofer, in der der Verfasser rein aus der Phantasie das Bild eines Kleinbauern zeichnet, das der Wirklichkeit schnurstracks entgegengesetzt ist, und das bei jedem, der die Verhältnisse der Kleinbauern kennt, nur ein mitleidiges Lächeln hervorrufen kann.⁹⁾ Hofer ist ja loyal genug wiederholt zu betonen, daß ihm selbst die Verhältnisse in Süd- und Westdeutschland unbekannt sind, seine Schilderung für diese Landesteile also vielleicht nicht zutreffen mag. Aber es liegt immerhin die Gefahr vor, daß andere Genossen sich danach eine Vorstellung von den Zuständen im Kleinbauernstum bilden. Schlußfolgerungen aus einer Agrartheorie ohne Berücksichtigung der tatsächlich bestehenden Verhältnisse führen ebenso leicht auf Abwege wie die vorbehaltlose Benutzung des Zahlenmaterials aus der Statistik.

In der Tat kann man sich kaum irgendwo so leicht auf Nebenwege verirren wie bei der Beurteilung der landwirtschaftlichen Verhältnisse: auf keinem andern Gebiet wird durch Unkenntnis und schiefe Behauptungen so viel gesündigt wie im Verkehr mit der Landbevölkerung. Hüben und drüben, beim Genossen Schulz wie beim Genossen K. Kautsky, liegen Irrtümer und falsche Urteile vor. Aber während K. Kautsky durch die neuesten Ergebnisse der Statistik von dem starren Glauben an seine früheren Anschauungen zurückgekommen ist und sich mit den Tatsachen abfindet,¹⁰⁾ läßt sich Schulz von der übertriebenen Bewertung der Kleinbetriebsform in der Landwirtschaft nicht abbringen. Wenn er nach den Zahlen der Statistik die Überlegenheit des Kleinbetriebs über den Großbetrieb in der Viehproduktion zu beweisen sucht, zieht er zum Beispiel nicht in Rechnung, unter welchen Umständen eine solche Mehrproduktion zustande kommen kann. So bedenkt er, um nur eins anzuführen, nicht, daß eine Reihe von Klein- und Mittelbetrieben ihren Viehstand nur halten kann, weil die Besitzer Äcker und Wiesen dazu pachten, oder weil sie (das gilt besonders für die Kleinbetriebe) jeden Streifen Landes, jede Ecke an Bahnböschungen, Straßengräben, Berg- und Flußabhängen und dergleichen pachten oder kaufen, um sie abernten und ausnutzen zu können. Vielleicht darf ich noch darauf hinweisen, wie mühselig die Kleinbesitzer oft auf ihren Handwagen oder Karren Gras und andere Futtermittel aus Wald und Feld nach Haus befördern, oder wie gar Frauen und Kinder es oft stundenweit auf dem Kopf oder dem Rücken schleppen müssen. Dadurch kommt dann die Überlegenheit des Kleinbetriebs bei der Viehproduktion zustande. Ohne solche außergewöhnlichen Hilfsmittel würde es zahlreichen Besitzern nicht möglich sein mit dem Futterertrag aus ihren Klein- oder Mittelbetrieben allein ihre Viehproduktion zu bestreiten; ich erinnere nur daran, daß viele Klein- und Mittelbetriebe große Mengen von Futtermitteln hinzukaufen müssen, um ihren Viehbestand zu erhalten. Daraus geht zweifellos hervor, daß die Klein-

⁹⁾ Siehe Hofer *Der Bauer als Erzieher* in der *Neuen Zeit*, 1908-1909, 2. Band, pag. 714, 786 und 810 ff.

¹⁰⁾ So in der Frage, ob die Konzentrationstheorie für die Landwirtschaft richtig ist. In einem Brief an mich bemerkt Kautsky ausdrücklich, daß er längst nicht mehr an deren Gültigkeit für die Landwirtschaft glaube. Er hat dies überdies schon früher, so bei der Besprechung des Davidischen Buches *Sozialismus und Landwirtschaft* in der *Neuen Zeit*, 1902-1903, 1. Band, pag. 677 ff., getan.

und Mittelbetriebe nicht an und für sich dem Großbetrieb überlegen sind sondern nur dadurch, daß sie sich den gegebenen Verhältnissen besser anpassen können. Not lehrt nicht nur beten, sie macht auch erfinderisch.

Was ich aus der Praxis der Kleinbetriebe angeführt habe, stellt, wie ich aus Erfahrung sagen kann, nur einen Teil der Faktoren dar, die hier mitspielen. Ich denke aber, es dürfte genügen, um darzutun, daß wir uns bei der Behandlung der Agrarfrage nicht ausschließlich von der Theorie leiten lassen dürfen. Unsere Theoretiker mögen uns Wege weisen, uns Mittel angeben. Bei der Anwendung und Ausführung müssen sie aber den Praktiker mitreden lassen.

XX

FRANZ BRÜCKL · MASSENAKTIONEN UND UNORGANISIERTE



IEL ist in letzter Zeit über politische Massenaktionen geschrieben und gesprochen worden. Besonders hat man darüber diskutiert, ob es gelingen würde bei solchen Aktionen die Unorganisierten mit in den Kampf zu ziehen. Genossin Luxemburg meinte in einem Artikel in der *Neuen Zeit* (wenigstens ist das zwischen den Zeilen zu lesen), unter bestimmten Voraussetzungen würde in solchen Fällen die unorganisierte Masse sicher Arm in Arm mit der organisierten Arbeiterschaft marschieren.¹⁾ Genossin Luxemburg sucht in ihrem Artikel die Ausführungen des Genossen K. Kautsky²⁾ zu entkräften, ja fast ins Lächerliche zu ziehen.

K. Kautskys *Nachdenkliche Betrachtungen* haben wohl den Beweis geliefert, daß es ein vollständiger Irrtum wäre bei politischen Massenaktionen ohne weiteres auf die unorganisierte Masse rechnen zu wollen. Genossin Luxemburg sucht aber K. Kautsky unter anderm durch ein Schulbeispiel: die Aussperrung der Metallarbeiter im Kreis Hagen-Schwelm im Jahr 1910, zu widerlegen. Sie sagt:

»Was weiß uns Kautsky im Gegensatz zur *russischen Methode* über die *deutsche Methode* des Massenstreiks zu sagen? Hier lehnt er vor allem mit Entrüstung jeden Hinweis auf die ausschlaggebende Mitwirkung der Nichtorganisierten ab. Wer bildet denn diese unorganisierte Masse? ruft er ... Auf diese Frage der Theorie, die mit der Stange im Nebel herumfährt, antwortet die Praxis des politischen wie des gewerkschaftlichen Kampfes mit einfachen Tatsachen. Jeder größere gewerkschaftliche Kampf ist seit jeher auf die Unterstützung der Unorganisierten angewiesen, und nur aus großen Kämpfen, an denen Unorganisierte mitwirkten, ist seit jeher der Hauptzuwachs der Organisation hervorgegangen. Ohne die Mitwirkung unorganisierter Massen wären die wichtigsten Kämpfe der Gewerkschaften und ohne diese Kämpfe ihr Wachstum als Organisation einfach undenkbar. Dafür nur ein Beispiel. Im Frühjahr 1910 ist in Hagen in Westfalen jene erste Kraftprobe des Metallarbeiterverbandes mit den Metallindustriellen ausgefochten worden, deren ausgezeichneter Verlauf von großer Bedeutung war, da er dem Industriellenverband als Vorpostengefecht die Lust zu der geplanten Generalaussperrung in hohem Maß benommen hatte. An der Aussperrung waren zirka 20 000 Arbeiter beteiligt, darunter 2790 Organisierte und 17 000 Unorganisierte. Und diese Masse hielt unter der Leitung der Organisation während 17 Wochen tadellos im Kampf aus.«³⁾

¹⁾ Siehe Luxemburg *Das Offiziosentum der Theorie in der Neuen Zeit*, 1912-1913, 2. Band, pag. 831.

²⁾ Siehe Kautsky *Nachgedanken zu den nachdenklichen Betrachtungen in der Neuen Zeit*, 1912-1913, 2. Band, pag. 532 ff.

³⁾ Siehe Luxemburg, loc. cit., pag. 834.

So weit die Genossin Luxemburg. Wer das liest, muß annehmen, daß bei der Aussperrung in Hagen die Unorganisierten den Direktiven der Leitung Folge geleistet haben und ihnen der Erfolg der Organisationen in diesem Kampf zuzuschreiben ist. Und daraus zieht Genossin Luxemburg den Schluß, daß in großen wirtschaftlichen Kämpfen auf die unorganisierte Masse zu rechnen ist.

Nun, wie lagen die Dinge im Jahr 1910 in Hagen?¹⁾ Nach der Durchsicht des Aktenmaterials wird man zunächst zu der Überzeugung kommen, daß Genossin Luxemburg die tatsächliche Zahl der ausgesperrten Unorganisierten keinesfalls richtig angibt. Und das ist auch ganz natürlich. Zunächst ist es in derartig ausgedehnten Kämpfen an sich ausgeschlossen, daß man die Zahl der ausgesperrten Unorganisierten überhaupt richtig feststellen kann. Jeder, der einen solchen Kampf einmal mitgemacht hat, weiß, daß man es da mit Leuten zu tun hat, die morgens scharenweise von der Arbeit wegbleiben, abends in den Versammlungen allen Beschlüssen mit Hurra zustimmen, um dann am folgenden Tag mit wankenden Knien wieder zur Arbeit zu gehen. Genau so war es damals in Hagen. Ein genauer Überblick über die Zahl der streikenden Unorganisierten war also damals gar nicht zu gewinnen. Die Organisationsleitung war auch selbstverständlich vorsichtig genug in ihren Berichten ihren Zahlenangaben stets ein *zirka* voranzustellen. Übrigens ist es ja auch zur Genüge bekannt, daß in großen gewerkschaftlichen Kämpfen die Unternehmer möglichst hohe Zahlen anzugeben pflegen, um so die Beschlüsse der Arbeitgebervereine in recht gutem Licht erscheinen zu lassen. So war es nicht nur bei der Aussperrung in Hagen, so war es auch bei der Aussperrung der Maler und Anstreicher, der Bauhandwerker, bei der großen Aussperrung der Brauereiarbeiter in Rheinland-Westfalen im Jahr 1905 usw. Um überhaupt etwas über die Zahl der Aussperrten veröffentlichen zu können, gab es aber für die Leitung der beteiligten Organisationen damals keinen andern Weg als sich an die Zahlenangaben der Unternehmer zu halten. Erst nach Beendigung des Kampfes ist es in solchen Fällen möglich richtige Daten über die Zahl der Aussperrten zu gewinnen, weil dann die Krankenkassenzahlen den Berechnungen der Organisationen zur Handhabe dienen können. Alles dies mußte, wie gesagt, auch der Genossin Luxemburg bekannt sein. Auf solche Beispiele ohne weiteres wissenschaftliche Artikel aufzubauen war jedenfalls sehr unvorsichtig von ihr, und das hat auch die Genossen in Hagen empört. Mir scheint, daß Genossin Luxemburg Wesen und Taktik der gewerkschaftlichen Organisationen noch sehr wenig studiert hat, sonst könnte sie schwerlich bei ihren Arbeiten so vorgehen.

Und nun die Hauptsache: Ist es richtig, daß die großen Massen, also die Unorganisierten, wie Genossin Luxemburg angibt, während dieses 17 Wochen dauernden Kampfes den Direktiven der Leitung folgten? Der Kampf in Hagen begann damit, daß die Unternehmer ihre Arbeiter auf das Straßengpflaster setzten, ohne Rücksicht darauf, ob es Organisierte oder Unorganisierte waren; deshalb sahen sich die Unorganisierten freilich gezwungen die Aussperrung mitzumachen. Die Betriebe, die nicht aussperrten, waren sicher, daß die Unorganisierten, deren Zahl ziemlich groß war, keinesfalls ihre Arbeit freiwillig niederlegen würden; das kennzeichnet schon zur Ge-

¹⁾ Ich stütze mich hier auf die Angaben des ersten Bevollmächtigten des *Deutschen Metallarbeiterverbandes* Ernst in Hagen.

nüge den Kampfesmut und die Solidarität dieser Arbeiter während der Hagener Aussperrung. Lieber ließen sie sich einige Dutzend Mal von den Streikenden beim Nachhausegehen ein kräftiges Wort ins Gesicht schleudern als daß sie ihren kämpfenden Kollegen zu gemeinsamem Kampf gegen die willkürliche Aussperrung der Unternehmer die Hand gereicht hätten. Und das gleiche Verhalten konnte man bei den Unorganisierten in anderen Orten und in anderen Berufen beobachten. Ich erinnere mich noch eines Kampfes in meiner Organisation um bessere Lohn- und Arbeitsbedingungen. Es handelte sich um einen einzigen Betrieb, in dem ein großer Teil der Arbeiter organisiert war. Als es zum Streik kam, blieben die Unorganisierten ruhig in der Arbeit. Wir setzten alles daran sie von dem Betrieb fernzuhalten, aber es nützte nichts. Sie traten nur mit der Erklärung an uns heran: wenn wir ihnen den vollen Lohn als Unterstützung auszahlen würden, wollten sie die Arbeit niederlegen. Und auf diese Art Kampfesmut wird wohl jeder Führer von vornherein verzichten.

Die Genossin Luxemburg meint, die unorganisierte Masse hätte 17 Wochen lang »tadellos« ausgehalten. Das stimmt nicht ganz. Nach dem Bericht des Genossen Ernst vom *Deutschen Metallarbeiterverband* erließ der Arbeitgeberverein am 22. Juni eine Bekanntmachung, in der er die ausgesperrten Arbeiter aufforderte sich am 23. bis 24. Juni wieder zur Arbeit zu melden. Infolge dieser Bekanntmachung verpuffte das »tadellose« Verhalten der Unorganisierten wie ein Strohfleuer. Nach den Angaben der Genossin Luxemburg mußte man zu der Überzeugung gelangen, die Unorganisierten hätten jedes Anerbieten der Unternehmer abgelehnt. Ist das richtig? Nach dem Bericht, der nach Beendigung des Kampfes veröffentlicht wurde, meldete sich eine ganze Anzahl Unorganisierter auf den Unternehmererlaß hin wieder in ihren Betrieben, ohne vorher der Kampfleitung davon Mitteilung zu machen. Trotzdem konnte die Arbeit in den Betrieben nicht aufrechterhalten werden, weil die Spezialarbeiter fehlten. Wer einigermaßen über die Betriebsverhältnisse in der hiesigen Metallindustrie informiert ist, weiß, daß die Fabriken zum großen Teil von diesen Spezialarbeitern abhängig sind. So kam es, daß die Unternehmer von Hagen-Schwelm ihre Tore wieder schließen, und daß die braven Unorganisierten mit ihrem tadellosen Verhalten während des Kampfes mit schwerem Herzen wieder abziehen mußten.

Die Genossin Luxemburg beruft sich nun auf die Angaben, die ihr vom Genossen Ernst gemacht worden sind. Diese hätten sie veranlaßt in der *Neuen Zeit* über die Hagener Aussperrung zu schreiben. Diese Angaben bestehen aber, wie ich schon bemerkte, ausschließlich aus Berichten, die während des Kampfes von der Organisationsleitung veröffentlicht wurden, also zu einem Zeitpunkt, da man die Sachlage unmöglich objektiv übersehen und darstellen konnte. Das wird jeder richtig zu werten verstehen, der die Lage der Dinge in großen gewerkschaftlichen Kämpfen kennt. Bei dieser Aussperrung handelte es sich um Sein oder Nichtsein der ganzen gewerkschaftlichen Organisationen hier; was ist da natürlicher, als daß die Gewerkschaftsleitung während des Kampfes nicht ausdrücklich auf den täglich wachsenden Wankelmut der Unorganisierten hinweisen kann? Sie hätte ja dadurch Mutlosigkeit in die eigenen Reihen getragen. Ein solches Vorgehen käme fast einem Verrat an der Sache der Arbeiterschaft gleich. Was wäre denn die Folge gewesen? Die wenigen, die ihren organisierten Genossen im Kampf beistanden, wären schleunigst zurück in die Betriebe geeilt; auch der

Kampfesmut der Organisierten wäre dadurch geschwächt worden, und die ganze Bewegung hätte mit einem furchtbaren Fiasko für die Arbeiterschaft geendet. Daß es aber in wirtschaftlichen Kämpfen so gut wie im Krieg die selbstverständliche Pflicht des Heerführers ist die Stimmung der Kämpfenden hochzuhalten, und daß es hier wie dort unsinnig wäre den Feind auf die Schwächen der eigenen Position selber aufmerksam zu machen: das müßte doch auch die Genossin Luxemburg wissen.

Von ausschlaggebender Bedeutung in dem Hagener Kampf war aber auch die Unterstützungsfrage. Gleich bei Beginn der Aussperrung wurden den Unorganisierten für die Dauer des Kampfes Unterstützungen versprochen, und zwar in der Höhe der Gewerkschaftsunterstützungen. Weiter eröffnete man sofort bei Beginn des Kampfes eine freiwillige Sammlung für die Unorganisierten in Hagen, so daß man annehmen durfte, es würde der Leitung gelingen sie einige Zeit von der Arbeit fernzuhalten. Das traf aber leider nicht zu. Nach Genossin Luxemburgs Wunsch sollen bei politischen Massenaktionen die Unorganisierten überhaupt nicht unterstützt werden: sie müßten aus reinem Idealismus gemeinsam mit der organisierten Arbeiterschaft kämpfen. Es dürfte wohl niemanden geben, der das ernsthaft für möglich hält. Den Kampfesmut der Unorganisierten so einschätzen hieße nur die Arbeiterbewegung schädigen.

Die Aussperrung in Hagen hat bewiesen, daß man bei wirtschaftlichen Kämpfen nur auf geschulte und erprobte Kämpfer rechnen und auf alle anderen nicht im geringsten Hoffnungen setzen darf.⁵⁾ Ich glaube hinreichend gezeigt zu haben, daß die Argumentation der Genossin Luxemburg zusammenfällt wie ein Kartenhaus, das vom Wind umgeblasen wird.

XX

RUNDSCHAU

ÖFFENTLICHES LEBEN

Wirtschaft / Max Schippel

England: Rückschlag Die Wirtschaftskrisis gewinnt international allmählich an Ausbreitung. Vor allem hat England, das seinen flotten Geschäftsgang länger als Deutschland aufrechterhielt, neuerdings manche unverkennbaren Rückschläge zu verzeichnen, sowohl daheim wie durch seine kolonialen Verbindungen. Schon der Oktoberausweis für den auswärtigen Handel lautete wenig befriedigend. Gegen das Vorjahr waren im Oktober

zwar die Einfuhren immer noch um 710 382 Pfund Sterling oder um 1 % gestiegen. Dagegen ging die eigentliche Ausfuhr (von englischen Erzeugnissen) um 1 711 283 Pfund Sterling oder 3,5 % zurück, die Wiederausfuhr (vorher zugeflossener fremder Waren), also die internationale Zwischenbetätigung, um 488 580 Pfund Sterling oder 4,8 %. Ferner wirkt auf weite Kreise sehr peinlich die Abschwächung der Eisen- und Stahlpreise, während zu gleicher Zeit wieder das Schreckgespenst der deutschen und auch der belgischen Schleuderkonkurrenz auftaucht. Die schottische

⁵⁾ Der Expedient der Hagener *Freien Presse*, Genosse Fey, hat in der *Neuen Zeit* (1913-1914, 1. Band, pag. 89 ff. und 339 ff.) der Genossin Luxemburg beizuspringen versucht. In der Sache ohne Erfolg, weshalb er auch auf die Erwidrung des Genossen Ernst (loc. cit., pag. 165 ff.) nichts Wesentliches mehr vorbringen konnte. Der größte Teil der Hagener Arbeiterschaft ist mit den Ausführungen Feys daher auch durchaus nicht einverstanden. In einzelnen Parteibezirken sind auch Resolutionen gefaßt worden, die sich gegen Fey richten. Ich kann es freilich durchaus nicht billigen, wenn man so weit geht wie die Genossen von Gevelsberg in ihrer Generalversammlung, die Fey direkt einen Vorwurf aus seinem Auftreten gemacht haben. Das ist ganz und gar unangebracht; man soll niemanden hindern seine Meinung zu äußern. Immerhin zeigten die Resolutionen aus Stadt und Landkreis Hagen, wie die Genossen, die jene Vorgänge doch selber mitangesehen haben, über die Sache denken: und das spricht sehr wenig für die Beweisführung der Luxemburg und Fey.

Stahlwerksvereinigung (*Scottish Steel-makers' Association*), die durch Rabattgewährung ihre Kunden zum alleinigen Bezug von Verbandserzeugnissen und zur Abweisung aller Außenseiter zu verpflichten suchte, sah unter dem verschärften allseitigen Wettbewerb nicht nur dieses Ziel zerrinnen sondern mußte nach Mitte November und dann abermals an der Monatswende große Nachlässe in den Normalpreisen gewähren, besonders für Schiffsplatten und *angles*. Die Wochenlöhne im Bergbau und bei der Eisen- und Stahlproduktion laufen in England meist den Preisen ziemlich parallel, und so ist es kein Wunder, daß die amtliche Statistik des Arbeitsamts im Oktober und für 211 000 betroffene Arbeiter eine wöchentliche Lohnsenkung von 11 200 Pfund Sterling (224 000 Mark) herausrechnet. Die hauptsächlichsten Verkürzungen betrafen 137 250 Kohlen-, Eisen- und Schieferbrucharbeiter in Schottland, 11 500 Eisenerzbergleute und Kalksteinbrucharbeiter in Cleveland und Durham, 7900 Hochofenarbeiter in Cleveland, Cumberland und Südstaffordshire, 20 000 Eisenpuddler und Hüttenarbeiter in den Midlands und 5750 Stahlwerksarbeiter in Westschottland. In dem selben Überblick der *Labour Gazette* wird für die berichterstattenden Gewerkschaften mit 948 601 Mitgliedern Ende Oktober die Arbeitslosenziffer auf 20 857 angegeben, oder auf 2,2 %, gegen zwar 2,3 % Ende September, dem ersten Rückgangsmonat in dieser Beziehung, aber immerhin nur 2 % im letzten August und im Oktober des Vorjahrs. Nimmt man, was heute vielleicht schon ein zutreffenderes Bild gewährt, nicht die Zahl der gewerkschaftlich Organisierten sondern die Ziffer aller seit der Lloyd George'schen Gesetzgebung Versicherten zur Grundlage, so stoßen wir Ende Oktober auf 3,6 % Arbeitslose, gegen nur 3,4 % Ende September. Auf jeden Fall ist die allmähliche Verschlechterung auf wichtigen Produktions- und Absatzgebieten und im Beschäftigungsgrad großer Arbeiterschichten auch in England unbestreitbar.

× **Englischkoloniale Sorgen** ×
 In den überseeischen Gebieten tauchen gleichfalls warnende Erfahrungen auf. So waren schon seit geraumer Zeit in Australien viele öffentliche Arbeiten wegen der Anleihschwierigkeiten ins Stocken geraten, selbstverständlich unter Steigerung der Arbeitslosigkeit im allgemeinen. Südafrika empfindet, neben

seinen Partei- und Rassenfeinden, die gleiche Schwierigkeit. So gaben Ende November die *Cinderella Consolidated Gold Mines* in Johannesburg bekannt, daß sie bis zur Überwindung der Geldklemme ihren Betrieb ruhen lassen müßten, und anscheinend werden sich noch mehr Leidensgenossen anschließen. In Kanada spürte die maßlose Land- und Bauspekulation bereits vor einem Vierteljahr eine Art Vorerdbeben. Der gefürchtete große Zusammenbruch blieb noch einmal aus, und die Rekordernte heilt vielleicht nochmals viele Wunden. Aber die Gefahr der Lage tritt an einzelnen Stellen greifbar zutage. Für Winnipeg, das Chicago und Minneapolis des kanadischen Mittelwestens, gibt beispielsweise Hammond, der frühere Präsident des Bauarbeiterverbands, die Arbeitslosenziffer auf 17 000 an, für Weihnachten mit der hinzukommenden natürlichen Stockung auf vermutlich 25 000; von 13 000 Organisierten sei reichlich die Hälfte beschäftigungslos. Im nördlichen Saskatschewan und in Alberta müssen die früher im Baugewerbe Tätigen mit jeder Unterkunft, womöglich in den Holzfällerkampfs mit ihrer schweren und selbst für Geübte gefährlichen Arbeit zufrieden sein.

× **Indien** ×
 In Indien nahm die Geld-
 pressung im September ungeahnte Schärfe an, ohne zunächst jedoch besondere Katastrophen hervorzurufen; so hohe Bankraten wie im September waren seit 1906 für den gleichen Zeitraum unbekannt geblieben. Allmählich wuchs sich dieser Druck, in Verbindung mit vielen unsoliden Gründungen von Banken und Versicherungsgesellschaften während der letzten Jahre, zu einer förmlichen Krisis für die provinziellen Geldinstitute und die ihnen nahestehenden Kreise aus. Zuerst brachen die *People's Bank of India* und die *Amritsar Bank* zusammen. Damit war sofort eine ernsthafte Kredit- und Geldkrisis im Pundjab und Sind heraufbeschworen. »Seitdem«, berichtete das deutsche Generalkonsulat in Kalkutta am 30. Oktober, »haben verschiedene große *piece-goods*-Häuser in Karachi ihre Zahlungen eingestellt, zahlreiche kleine Firmen sind gefolgt, und das Publikum hat große Verluste erlitten. Der Basar in Karachi ist völlig demoralisiert und das Körner- und Zuckergeschäft daselbst ernstlich affiziert. Geld ist sehr teuer. Durch Filialen und Beteiligungen hat die Krise auf Bombay übergreifen. Die

Marktlage in Bombay erscheint jedoch nicht gefährdet. Kalkutta hat von den Vorgängen bisher wenig verspürt, ob schon es nicht ausgeschlossen ist, daß die Krise übergreift.« Unterdes ist auch diese Begrenzung mehr und mehr gefallen. Am 29. und 30. November meldete der Telegraph nicht weniger als 3 größere Bankzusammenbrüche aus Bombay: der *India Specie Bank* mit nominell 20 Millionen Mark Kapital, der *Pioneer Bank* von Bombay und der *Sind und Belutschistan Bank* von Karachi.

× **Geldmarkt** ×
Trotzdem sind, falls plötzliche ernstere Störungen ausgeschlossen bleiben, die

Aussichten auf eine Erleichterung des europäischen Geldmarkts günstiger als man noch bei der letzten Herabsetzung des deutschen Reichsbankdiskonts annehmen konnte. Die Depression mit ihrer Einschränkung des allseitigen Kapital- und Zahlungsmittelbedarfs erzeugt für die tonangebenden Zentralbanken ganz von selber eine wesentlich veränderte Lage; und diese erlaubt stufenweise Diskontermäßigungen um so eher, als die abnorme Zinshöhe der letzten Jahre nicht aus rein wirtschaftlichen Grundströmungen ihren Ursprung nahm sondern aus politischen Befürchtungen, die mehr und mehr in Wegfall gekommen sind. Plante man nicht fast überall eine bessere dauernde *finanzielle Rüstungsvorbereitung*, so könnten die Zentralnoteninstitute sogar längst die Zügel viel lockerer lassen. Die deutsche Reichsbank verfügte diesmal Ende November noch über eine steuerfreie Notenreserve von 138,98 Millionen Mark, während sie sich im (allerdings ganz abnormen) Vorjahr mit nicht weniger als 360,16 Millionen Mark und selbst 1911 noch immer mit 44,23 Millionen Mark in der Steuerpflicht befunden hatte. Der gesamte Metallbestand betrug diesmal 1503,53 Millionen Mark gegen 1064,65 Millionen im Vorjahr, der Goldschatz 1219,14 gegen 769,77 Millionen Mark. Die mögliche Gefährdung von außen her ist seit der Diskontermäßigung vom 27. Oktober (von 6 auf 5½ %) mehr und mehr zurückgetreten. Die österreichisch-ungarische Bank ging einen Monat später als die deutsche Reichsbank gleichfalls von 6 zu 5½ % über. Die Bank von Frankreich kann auf eine solche Entlastung zurückblicken, daß ein Verlassen des Panikzinsfußes von 4 %, den die Balkankrise erzeugte, mit jedem Tag bereits erwartet wurde. Die Bank von England hat bei der starken internationalen

Inanspruchnahme, auch durch russische Goldabzüge aus London, noch am wenigsten den Umschwung verspürt, aber der Privatdiskont der City war Ende November von 5 auf 4¾ % gesunken, so daß der offene Markt nicht nur unabhängiger sondern auch aufnahmefähiger als früher dasteht. Rückte der Jahreschluß nicht so nahe heran, so wären weitere Schritte in der Diskontermäßigung sicher zu erwarten, und die vorwärtsdrängenden Interessenten, mit einflußreichen Wortführern an der Spitze, haben wenigstens die Hoffnung nach dieser Richtung noch keineswegs aufgegeben.

× **Welternte** ×
Als eine Linderung der Krisis sind auch die rasch und umfassend sich ermäßigenden Getreidepreise zu begrüßen. Während bei den tierischen Erzeugnissen, wegen der langsamen Vermehrung und Ausreifung des Viehnachwuchses, eine ähnlich rasche Rückkehr zu normaleren Preisen fast immer unmöglich ist, kann nach heimischen und internationalen Getreidemessern bereits die nächstjährige Vollproduktion einen großen Umschwung bewirken. Das internationale Agrikulturinstitut in Rom berechnet soeben, nach allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteilungen und Schätzungen, die diesmalige Gesamternte für die Länder nördlich des Äquators (nach englischen Wiedergaben, also auch in englischen Zentnern): Weizen 1 840 530 000 Zentner oder 9,2 % mehr als im Vorjahr 1912; Roggen 803 872 000 Zentner oder 0,2 % mehr als im hierfür bereits günstigen Vorjahr; Gerste 583 963 000 Zentner oder 7,5 % mehr; Hafer 1 184 419 000 Zentner oder 0,8 % mehr; nur der Mais steht hauptsächlich wegen des Minderergebnisses in den Vereinigten Staaten, um 17,4 % (bei insgesamt 1 527 211 000 Zentnern Ertrag) hinter dem Vorjahr zurück. Vielleicht werden selbst diese erwähnten günstigen Ziffern noch nach oben hin zu verbessern sein. So veröffentlichte beispielsweise das russische zentralstatistische Komitee Ende November, gegen die letzten Angaben vom 31. Juli, wesentlich erhöhte Ernteziffern für die 73 Gouvernements seiner regelmäßigen Berichterstattung. Die Schätzung vom Juli betrug für Winterweizen 419,6 Millionen Pud, für Winterroggen 1364,7, zusammen 1784,3 Millionen Pud; die Schätzung vom September für Winterweizen 492,9, für Winterroggen 1528,0, zusammen 2020,9 Millionen Pud. Im Vergleich zum Durch-

schnitt der Getreideernten des Jahrfünfts 1908 bis 1912 würde danach die diesjährige Ernte des Winterroggens und -weizens um 345,6 Millionen Pud höher sein. Die Mengen von Weizen und Roggen, die nach Abzug des für Saaten nötigen Getreides übrigbleiben, berechnet das Komitee auf 1716,4 Millionen Pud oder auf 11 Pud für den Kopf der Bevölkerung, gegen 9,49 Pud im Durchschnitt des Jahrfünfts 1908 bis 1912.

✕ **Getreidepreise** Die deutschen Getreidepreise bewegen sich bekanntlich, im Zollabstand und mit einigen vergänglichen und kleineren sekundären Schwankungen, immer dem Weltmarktpreis parallel, wie er durch die wechselnden Welternten bestimmt wird. Die amtlichen reichsstatistischen Monatsdurchschnitte, an denen um der dauernden Vergleichbarkeit willen hier stets festgehalten wurde, liegen leider für den November noch nicht vor; sie ergeben seit dem Höchststand im Mai-Juni des Vorjahrs folgendes eindrucksvolle Bild (Berliner Preise in Mark pro 1000 Kilo):

Zeitpunkt	Weizen	Roggen
1912 Mai	231,23	199,07
„ Juni	231,80	197,76
„ Dezember	205,48	174,83
1913 April	206,58	164,31
„ Juli	203,60	173,27
„ August	199,50	163,23
„ September	198,42	162,11
„ Oktober	185,73	158,03
Preissenkung gegen den Höchststand des Vorjahrs	46,07	41,04

Der Einfluß, den die Brotwucherer der Weiterverarbeitung und des Zwischenhandels auf die Presse besitzen, scheint jedoch so groß zu sein, daß die Konsumenten kaum etwas von diesem weitgehenden Umschwung auf dem Getreidemarkt erfahren. Um so energischer sollte die Arbeiterpresse unausgesetzt auf ihn hinweisen.

✕ **Kurze Chronik** Anscheinend werden auch bei der gegenwärtigen Depression die großen Elektrizitätsunternehmungen eine Ausnahmestellung bewahren. Bei der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft bezifferten sich die Umsätze bis zum 31. Oktober dieses Jahres auf 193 gegen 170 Millionen Mark im Vorjahr und die Aufträge für 1913 auf 318 gegen 288 Millionen Mark. ✕ Die Verlängerung des

deutsch-englischen Handelsprovisoriums bis Ende 1915 stieß im Reichstag nur unter den Konservativen auf vereinzelt Widerspruch.

✕ **Literatur** Von J. Rießers *Finanzieller Kriegsbereitschaft und Kriegführung* /Jena,

G. Fischer/ liegt die 2. Auflage vor, die tatsächlich ein ganz neues Buch darstellt. Alle die Geld- und Kreditprobleme, die in den politisch bewegten letzten Jahren mehr und mehr in den Vordergrund rückten, werden hier in lichtvollster Weise erörtert: die Liquidität und Barreserven der Kreditbanken, der Kurs der Staatspapiere, die Vermehrung des Gold- und Devisenbestands der Reichsbank, die Erhöhung des Kriegsschatzes, sogar die Lage der Sparkassen und der Kreditgenossenschaften. Aber selbst die älteren Ausführungen über die Kosten früherer und künftiger Kriege, über die verschiedene Finanzkraft und Finanzgestaltung der einzelnen Großstaaten, über die Funktionen der Börsen in Kriegszeiten und über die sonstige finanzielle Mobilmachung und Kriegführung haben große Umgestaltungen erfahren. ✕ Auf den inhaltsreichen Überblick J. Singers über die Kartell- und Trustentwicklung in Amerika und Deutschland (*Das Land der Monopole: Amerika oder Deutschland?* /Berlin, Siemenroth/) wurde bereits in der Rubrik *Staatssozialismus* (in diesem Band, pag. 1581 f.) hingewiesen. Der Verfasser ist, wie schon seine Schrift über die amerikanischen Bahnsysteme bewies, einer der besten Kenner des amerikanischen Wirtschaftswesens. Trotzdem gilt der ausgedehntere Teil seines neuen Werkes der Betrachtung der hervorragenden deutschen Syndikate und Trusts, und das gründlich durchgearbeitete Tatsachen- und Zahlenmaterial ist hier gleichfalls willkommen zu heißen. Nach Singer wäre Deutschland noch mehr als Amerika »auf dem Weg das Land der Monopole zu werden« und bedenkliche Schärfen der Monopole, besonders auch im Verhältnis zur Arbeiterschaft, herauszubilden. ✕ Einen Beitrag zur Vorgeschichte, Ausbildung und Wirkung der Kartelle liefert ferner Dr. Ernst Madelung in der Schrift *Die Entwicklung der deutschen Portlandzementindustrie* /München, Duncker & Humblot/. ✕ *Die deutsche Nähmaschinenindustrie* nach ihrer technischen Grundlage, ihrer Fabrikationsweise, ferner nach den gewerbe- und berufsstatistischen Ergebnissen, nach

der Zahl und Zusammensetzung, den Lohnverhältnissen ihrer Arbeiterschaft, endlich nach ihrer eigenartigen Absatzorganisation und Vertriebsweise schildert Dr. Walter Köhler /München, Duncker & Humblot/. Daran schließen sich sehr dankenswerte Zusammenstellungen über die Produktion, den Außenhandel und die Zollbestimmungen der einzelnen Länder und Vorschläge zur zollpolitischen und handelsorganisatorischen Zurückdrängung der Singerkonkurrenz. × Im 18. Heft der *Volkswirtschaftlichen Abhandlungen der badischen Hochschulen* /Karlsruhe, Braun/ analysiert Dr. H. Kurt Danziger die *Konzentration in der badischen Brauindustrie*. × Der Direktor des Kölner statistischen Amtes Dr. Georg Neuhäus untersucht in *Landwirtschaft und Gewerbe* (zugleich 2. Band der *Deutschen Volkswirtschaft*) /München-Gladbach, Volksverein/ in ganz vorzüglicher und praktisch brauchbarster Weise die Ergebnisse der Berufs- und Betriebszählungen von 1882, 1895 und 1907. × Professor Dr. Fritz Regels vielbenutzte Geographie für Handels- und Realschulen nennt sich in ihrer 6., völlig umgearbeiteten Auflage /Stuttgart, Violet/ bezeichnender *Handelsgeographie* und bietet in übersichtlicher Anordnung das Wissenswerteste über Bodenerzeugnisse, Viehzucht, Bergbau, Industrie und Gewerbe, Handel und Gewerbe der einzelnen Länder. × Als eine wohlberechnete, geschickte Polemik gegen die Schwächen und Widersprüche der englischen Tarifreformer darf W. E. Dowdings Buch *The Tariff Reform Mirage* /London, Methuen/ bezeichnet werden. Der Verfasser sucht freilich zu viel zu beweisen; denn daß eine junge, gärende, ihre Ziele erst noch tastend suchende Bewegung nicht geradlinig vorwärtsschreitet sondern viel Unsicher-Problematismisches und Widerspruchsvolles an sich hat, ist am Ende kaum verwunderlich. Trotzdem muß man, als einen Beitrag zur Parteipsychologie, zur freihändlerischen wie zur schutzzöllnerischen, das reiche hier verarbeitete Material aus den letzten 10 Jahren willkommen heißen, das sonst in zahllosen Reden, Enqueten, Zeitungen und Agitationsflugschriften zerstreut ist. × Vollständig in reiner Theorie, in logischer Konsequenzmacherei auf Grund von ein paar einfachen nationalökonomischen Elementarbegriffen erschöpft sich dagegen das *ABC du Libre Echange* von Yves Guyot, dem bekannten französischen Freidenker und Manchestermann

/Paris, Alcan/. Immerhin ist dieses Plädoyer dialektisch außerordentlich gewandt, und man kann sich über die doktrinären Grundanschauungen des Freihändels kaum in angenehmerer Weise unterrichten. × Vom *Wirtschaftlichen Archiv*, das Professor Harms (Kiel) herausgibt /Jena, G. Fischer/, liegt der 1. Halbband des 2. Jahrgangs vor, unter anderem mit folgenden Abhandlungen *Die Austuhr von Qualitätswaren und der industrielle Musterschutz* von Dr. Dietrich Plauen, *Das geltende deutsche Privatseerecht und seine Weiterentwicklung* von Professor Pappenheim (Kiel), *Die internationalen Verflechtungen des Versicherungswesens* von Professor Alfred Manes, *Der Tabakmarkt in Holland von Döhle* (Rotterdam), *Die internationale Organisation der Petroleumgewinnung und des Petroleumhandels* von Mendel (Berlin).

Genossenschaftsbewegung / Gertrud David

Größte deutsche Konsumvereine Die Entwicklung der letzten Jahre hat Deutschland in einer Beziehung an die Spitze aller Konsumvereinsländer gestellt: Unsere Bewegung verfügt gegenwärtig über die an Mitgliederzahl reichsten Konsumvereine der Welt. Selbst England reicht hierin nicht entfernt an uns heran; sein größter Konsumverein, der Leeder, besitzt bloß 30 000 Mitglieder, während wir gegenwärtig fast ein halbes Dutzend Vereine zählen, die mehr als 50 000 Mitglieder haben. Der Breslauer Verein wird sogar im laufenden Jahr voraussichtlich die Hunderttausend überschreiten; sein letztes Geschäftsjahr, 1912, schloß mit einem Mitgliederbestand von 97 864 ab. Im übrigen marschiert dieser dem *Allgemeinen Verband* angehörige Konsumverein keineswegs an der Spitze der deutschen Genossenschaftsbewegung; sein Umsatz, der im Jahr 1912 25 758 587 Mark betrug, wird von dem des 40 000 Mitglieder weniger zählenden Leipziger Plagwitzer Vereins übertroffen, und wenn der Breslauer Verein sich auch, durch die Verhältnisse getrieben, zur Errichtung einer großen Bäckerei, einer Selterswasserfabrik und einiger sonstigen Anlagen entschloß, so fehlt ihm doch durchaus der frische, vorwärtsstrebende Geist, der die Vereine des *Zentralverbands* auszeichnet. Die mittelstandsfreundliche Tendenz des *Allgemeinen Verbands* liegt hemmend auf seiner Vorwärtsentwicklung. Der der Mitgliederzahl nach zweitgrößte

Verein in Deutschland, der größte im *Zentralverband*, ist der Konsumverein *Berlin und Umgegend*, dessen 14. Geschäftsjahr am 30. Juni 1913 mit einem Bestand von 77 155 Mitgliedern abschloß. In Berlin ist es so gekommen wie alle Beurteiler der Bewegung voraussahen: Sobald einmal der Damm des Mißtrauens, der Verständnislosigkeit gebrochen war, mußte die Bewegung hier reißende Fortschritte machen. Das nächste, spätestens das übernächste Jahr muß Berlin, was die Mitgliederzahl anlangt, die Führung in Deutschland und damit in der Welt bringen. Daß mit dieser überaus schnellen extensiven Entwicklung, trotz der großen Umsicht und Tüchtigkeit der Leitung, die intensive nicht gleichen Schritt halten konnte, liegt auf der Hand. Hinsichtlich des Umsatzes nimmt Berlin unter den 5 größten deutschen Vereinen die letzte Stelle ein; der in 107 Läden erzielte Erlös aus dem Warenverkauf betrug im Jahr 1912-1913 14 987 277 Mark. An Eigenbetrieben verfügt die Genossenschaft über eine Kaffeerösterei, Selterswasserfabrik, Buttereie und eine große Bäckerei, verbunden mit Konditorei. Die Bäckerei hatte allein einen Umsatz von 2,7 Millionen Mark; sie ist der rentabelste Betriebszweig. Eine zweite Bäckerei ist im Bau begriffen. Ein großes Verdienst um die Berliner Bevölkerung hat sich die Genossenschaft während der Zeit der großen Fleischnot des vorigen Jahrs erworben, indem sie den Verkauf von russischem Fleisch in 52 eigens für diesen Zweck gemieteten Läden in die Hand nahm. Im Verlauf von 8 Monaten erzielte sie in diesen Läden, in denen auch an Nichtmitglieder verkauft wurde, einen Umsatz von 2,3 Millionen Mark, der übrigens in dem Gesamtumsatz nicht mitenthalten ist. Da in diesen Läden die Ware zu bedeutend billigeren Preisen verkauft wurde als anderswo, machte sich bald ein Einfluß auf die allgemeine Preisgestaltung bemerkbar, so daß also die gesamte Einwohnerschaft den Vorteil von dem Vorgehen des Konsumvereins gehabt hat. Dieser hat freilich bei dem Experiment (ein solches war es angesichts der noch nicht vorliegenden Erfahrung) infolge einer Reihe widriger Umstände einen Verlust von 77 000 Mark zu beklagen gehabt, was ihn aber nicht hindern wird auch in diesem Winter die Fleischversorgung der Berliner Bevölkerung, und diesmal hoffentlich ohne Schaden, in die Hand zu nehmen. Voraussetzung dafür ist allerdings, daß der

Bundesrat die Anwendung des neuen Reichsstempelsteuergesetzes, das die Genossenschaft schwer finanziell belasten würde, für diesen Fall außer Kraft setzt. Die Berliner Konsumgenossenschaft beschäftigte im letzten Jahr 1100 Angestellte. Sie besitzt auf ihrem Lichtenberger Grundstück 5 Wohnhäuser. Der Reingewinn beträgt 15 647 Mark, gegen 155 221 im Vorjahr, eine Folge hauptsächlich des Verlustes beim Fleischverkauf, und erlaubt diesmal nicht die Verteilung einer Dividende über den statutarisch festgelegten Rabatt von 4% hinaus.

Die sozialpolitisch jedenfalls interessanteste deutsche Konsumgenossenschaft ist die *Hamburger Produktion*, die am Schluß ihres letzten, am 31. Dezember 1912 beendeten Geschäftsjahrs einen Mitgliederbestand von 67 191 Personen aufwies. Ihr Vorgehen war von Anfang an zielbewußt auf die möglichst rasche Inangriffnahme der Eigenproduktion und auf die Versorgung der Mitglieder mit gesunden, preiswürdigen Wohnungen gerichtet. Bekanntlich mußte im Jahr 1911, um einer ungerechten Besteuerung zu entgehen, der Geschäftsbetrieb der Genossenschaft an eine Handelsgesellschaft *Produktion* übertragen werden. Diese Gesellschaft hatte im letzten Geschäftsjahr einen Umsatz von 21 710 671 Mark. Davon entfielen auf die eigenen Bäckereien 1,7 und auf die Schlächtereien 7,1 Millionen Mark. Die Zahl der von der *Produktion* erstellten Wohnungen beläuft sich auf 772. Das im Vorjahr übernommene Gut Schwanheide wurde durch einen Kuhstall vervollständigt, der Platz für 150 Tiere bietet. Das wirtschaftliche Ergebnis des Gutes, das mit 360 000 Mark erworben wurde, wird als zufriedenstellend bezeichnet. Das Kapital verzinst sich nach Abzug aller Unkosten und Gehälter mit 3,8%. Der erzielte Reingewinn der *Produktion* beträgt nach Rückstellung der garantierten 4% Rabatt 124 584 Mark.

Auf ein 25jähriges Bestehen blickt der Konsumverein *Vorwärts* für *Dresden und Umgegend* zurück, der mit seinen 57 588 Mitgliedern die 4. Stelle unter den deutschen Konsumvereinen einnimmt. Sein im Geschäftsjahr 1912-1913 in 131 Verkaufsläden erzielter Umsatz stellte sich auf 23 174 190 Mark, ist also wesentlich höher als der der Berliner Genossenschaft und erreicht nahezu den von *Breslau*. Dieser hohe Umsatz wird zum Teil dadurch bedingt, daß die Genossenschaft neben ihren Kolonialwaren-

läden noch eine Reihe von Verkaufsstellen für Schuh- und Manufakturwaren sowie ein Warenhaus in der Zwingerstraße besitzt, so daß die Mitglieder in der Lage sind den größten Teil ihrer gesamten Einkäufe genossenschaftlich zu betätigen. Die beiden großen, gut eingerichteten Bäckereien erzielten einen Umsatz von fast 4 Millionen Mark. Der Grundbesitz des Vereins steht mit 4,4 Millionen Mark zu Buch. Beschäftigt werden 1100 Angestellte. Der im letzten Geschäftsjahr erzielte Reingewinn von 2 197 031 Mark erlaubt nach reichlicher Dotierung der Fonds die Verteilung einer Rückvergütung von 8 %.

Der Senior unter den hier zu nennenden Vereinen ist der Konsumverein Leipzig-Plagwitz, der am 30. Juni sein 29. Geschäftsjahr abschloß. Obwohl er nur 54 863 Mitglieder zählt, übertrifft er mit seinem Umsatz doch alle vorher genannten Vereine. Mit einem Erlös aus dem Warenverkauf von 27 024 933 Mark überflügelte er im letzten Geschäftsjahr zum erstenmal auch den Breslauer Verein. Er verfügt jedenfalls über die am reichsten ausgebildeten genossenschaftlichen Einrichtungen. Er besitzt eine eigene Dampfmühle, 3 Bäckereien und eine Fleischerei, die einen Umsatz von 3,3 Millionen Mark erzielte; die Fleischerei ist mit einer Wurstfabrik verbunden und versorgt, ebenso wie die der *Produktion*, auch noch eine Reihe anderer Konsumvereine mit Fleisch- und Wurstwaren. Der Überschuß der Genossenschaft betrug im letzten Geschäftsjahr 2 411 067 Mark; es werden aus ihm, wie alljährlich, 10 % Rückvergütung verteilt.

×
Arbeiterdifferenzen ×
 Von den 3 Tabakfabriken, die die Großeinkaufsgesellschaft vor 2 Jahren von

der frühern *Tabakarbeitergenossenschaft* übernommen hat, wurden seither die in Hockenheim in eigenen, die in Hamburg und Frankenberg dagegen in gemieteten Räumlichkeiten betrieben. Die Großeinkaufsgesellschaft hat nun die Hockheimer Fabrik einer Erweiterung unterzogen und in den beiden anderen Orten Neubauten errichtet, die in technischer und gesundheitlicher Beziehung das denkbar Vollkommenste darstellen. Die Arbeitsräume sind alle groß, hell und luftig; sie sind mit elektrischer Beleuchtung, Niederdruckdampfheizung und einer zentralen Lüftungsanlage versehen. Die Lüftungsanlage ist so eingerichtet,

daß die Luft zunächst durch einen feinen Wasserschleier, der ihr den nötigen Feuchtigkeitsgrad gibt, und dann durch einen Koksfilter geleitet wird, der sie vollkommen von Staub reinigt. Im Sommer ist eine Abkühlung der heißen Außenluft durch stärkere Berieselung möglich. Für das Personal sind Garderoben-, Eß- und Baderäume vorhanden. Die 990 Arbeiter der 3 Fabriken arbeiten sämtlich unter tariflich festgelegten Bedingungen, die wesentlich günstiger sind als die in Privatbetrieben üblichen.

Nun ist es leider bei Eröffnung der Frankenger Fabrik zu einem recht bedauerlichen Konflikt zwischen Leitung und Arbeiterschaft gekommen, dessen (meist irrite) Darstellung in der Presse nicht wenig Staub aufgewirbelt hat. Mit dem Einzug in die neue Fabrik wurde nämlich von den Arbeitern verlangt (was diese übrigens seit einem halben Jahr wußten), daß die Zigarren künftig auf Rahmen gelegt abgeliefert werden sollten. Diese Art der Ablieferung ist in Frankenberg allgemein üblich; sie ist auch in der Hockheimer Fabrik der Großeinkaufsgesellschaft, in der die selben Löhne gezahlt werden wie in Frankenberg, seit jeher eingeführt gewesen. Die Frankenger Arbeiter waren aber der Meinung, daß die neue Methode eine Mehrarbeit für sie bedinge, und weigerten sich sie durchzuführen, wenn ihnen nicht eine Mehrzahlung von 20 Pfennig pro Tausend dafür gewährt würde. Die Großeinkaufsgesellschaft, die jene Meinung nicht teilte, auch in einer Mehrbezahlung eine Ungerechtigkeit gegen die Hockheimer Arbeiter erblickte, erklärte auf diesen Wunsch nicht eingehen zu können und jeden entlassen zu müssen, der sich weigere die getroffenen Anordnungen zu befolgen. Zugleich legte der Leiter der Fabrik den Arbeitern nahe ihre Forderung durch ihren Verband geltend zu machen; falls die Großeinkaufsgesellschaft verpflichtet würde die Rahmenlieferung extra zu bezahlen, sei ihnen das Geld ja sicher. Die 72 beteiligten Roller ließen sich indessen nicht abhalten die Arbeit niederzulegen, und ihnen schlossen sich noch 51 Wickelmacherinnen an. Von einer *Aussperrung*, von der die Zeitungen berichteten, kann also keine Rede sein. Es wurde nun nachträglich ein Schiedsgericht eingesetzt. Dieses entschied dahin, daß, wenn mit der neuen Ablieferung wirklich eine

Mehrarbeit verknüpft sei, diese nicht von erheblicher Art sein könne, daß aber in Anbetracht der Ungeübtheit der Arbeiter eine Entschädigung von 10 Pfennig pro Tausend zu gewähren sei. Das Vorgehen der Arbeiter selbst bezeichnete das Schiedsgericht als übereilt; es betonte, daß bei einem rechtzeitigen Anrufen des Vorstands des Tabakarbeiterverbands oder eines Schiedsgerichts der Konflikt hätte vermieden werden können. Damit wurde also die von der Großeinkaufsgesellschaft in der ganzen Angelegenheit eingenommene Haltung, die in der Presse vielfach als *Herrenstandpunkt* gekennzeichnet worden war, durchaus gerechtfertigt.

Ein weiterer Streit zwischen Leitung und Arbeitern betraf die Verlängerung der Vesperpause um eine Viertelstunde, die dadurch notwendig wurde, daß in der neuen Fabrik besondere Ebräume vorhanden sind, durch deren Aufsuchen Zeit verloren geht. Die Arbeiter erklärten daraufhin lieber überhaupt auf die Vesperpause zu verzichten, um eine halbe Stunde früher nach Hause gehen zu können. Da diese Anordnung eine 6stündige ununterbrochene Arbeitszeit bedingt hätte, so glaubte die Fabrik nicht darauf eingehen zu können. Das Schiedsgericht entschied dahin, daß dem Wunsch der Arbeiter entsprechend die Vesperpause zunächst einmal versuchsweise in Wegfall kommen solle. Sollte sich herausstellen, daß während der Arbeitszeit dann trotzdem Speisen eingenommen würden, was im Interesse der Konsumenten zu vermeiden ist, so ist die Großeinkaufsgesellschaft berechtigt die in Aussicht genommene Pause einzuführen.

Der Eindruck, den man aus solchen Differenzen, ebenso wie aus dem berühmten Buchdruckerkonflikt erhält, ist immer wieder der, daß unsere Arbeiter eben vielfach noch nicht gelernt haben zwischen kapitalistischem und genossenschaftlichem Betrieb zu unterscheiden, das heißt zwischen einem Betrieb, der prinzipiell (mag dieses Prinzip auch im Einzelfall durch die Anständigkeit des Unternehmers gemildert sein) auf die Ausnutzung und Unterdrückung der Arbeiter bedacht ist, und einem Betrieb, der von Arbeitern für Arbeiter errichtet ist, der die Befreiung der Arbeit zum Ziel hat und daher aus sich selbst heraus schon das Bestreben hat die Arbeitsbedingungen so weit zu heben wie die Verhältnisse es nur irgend gestatten.

Zum mindesten dürfte doch die Austragung irgendeiner Meinungsdifferenz hier in anderer Form zu erstreben sein als sie vielleicht dem selbstherrlichen Kapitalismus gegenüber am Platz ist.

× **Frankreich:** Der erste Kongreß der im Genossenschaftstag 1913 vorigen Jahr geeinigten französischen Konsumgenossenschaften fand vom 14. bis zum 17. September 1913 in Reims statt. Dem Kongreß wurde durch die zu gleichen Teilen aus sozialistischen, radikalen und liberalen Vertretern bestehende Stadtverwaltung ein sehr liebenswürdiger Empfang bereitet. Auch nahm an ihm eine große Anzahl ausländischer Delegierten teil. Dem Bericht des Sekretärs ist zu entnehmen, daß von den 776 Genossenschaften, die vor dem Einigungskongreß in Tours den beiden Einzelverbänden angehört hatten, nur 75 dem neuen Landesverband fern geblieben sind, dafür haben sich bei ihm 260 Genossenschaften neu angemeldet: eine glänzende Rechtfertigung der Verschmelzungsaktion. Am 30. Juni 1913 zählte der Verband 924 Konsum- und 26 Produktivgenossenschaften. Bis jetzt gab die neue Organisation 2 Zeitungen heraus, die sie von den alten Verbänden übernommen hatte: die am Anfang jeden Monats erscheinende *Action Coopérative*, das populäre Organ, und das Mitte jeden Monats erscheinende Fachblatt *Bulletin de la Fédération Nationale des Coopératives de Consommation*. Der Kongreß beschloß nun die *Action Coopérative* eingehen zu lassen und dafür, wenn möglich, das *Bulletin* vom 1. Januar 1914 ab 2mal monatlich herauszugeben: ein jedenfalls nicht sehr glücklicher Beschluß; ist doch die Bedeutung der volkstümlichen Propagandaorgane der Konsumvereine nach den Erfahrungen anderer Länder heute wohl über jeden Zweifel erhaben. Volle Anerkennung verdient dagegen der Beschluß auf Gründung von Bezirkskonsumvereinen, die der unglaublichen Zersplitterung im französischen Konsumvereinswesen ein Ende machen sollen. Heute hat fast jeder kleine Ort in Frankreich 2 oder gar noch mehr Konsumvereine, während Orte wie Lyon es nicht unter 4 Dutzend, oder wie Paris es sogar nicht unter 100 Vereinen tun. Dabei haben beispielsweise die Vereine von Paris und Umgebung zusammen nur einen Umsatz von 10½ Millionen Mark, also weniger als halb so viel wie der Drés-

dener Konsumverein. Die zu diesem Punkt angenommene Resolution macht genaue Vorschläge über die Art, wie bei einer Verschmelzung vorzugehen ist. Hoffentlich mit Erfolg. Ferner wurde beschlossen eine Altersrentenkasse für die Angestellten im Sinn des Gesetzes vom Jahr 1910 zu schaffen. Es handelt sich dabei nicht etwa um eine selbständige Versicherung sondern um Ausübung der staatlichen Altersversicherung durch ein gemeinnütziges Institut, wie es das Gesetz gestattet. Es sind damit für die Versicherten verschiedene Vorteile verknüpft. Der Antrag wurde gegen 1 Stimme angenommen. Endlich beschäftigte sich der Kongreß noch mit dem Verhältnis der Genossenschaften zu den Angestellten. Die Frage war wohl aus Anlaß des bedauerlichen Konflikts zwischen Genossenschaften und Bäckern in Paris auf die Tagesordnung gesetzt worden. Mit allen gegen 2 Stimmen wurde die Vorstandsresolution angenommen, die die Pflicht der Genossenschaften vorbildliche Arbeitsbedingungen zu schaffen, sofern dadurch nicht ihre Konkurrenzfähigkeit unterbunden wird, anerkennt, jede Arbeitsniederlegung in einer Genossenschaft verwirft, die Bildung von Schiedsgerichtskommissionen empfiehlt und die Forderung zurückweist, nach der sich Genossenschaftsangehörige an wirtschaftlichen oder politischen Massenstreiks zu beteiligen hätten.

An den Kongreß schloß sich die Generalversammlung des *Magasin de Gros*. Die Großeinkaufsgesellschaft hatte im letzten Jahr einen Umsatz von 10 624 391 Francs gegenüber einem solchen von 10 610 742 Francs im Vorjahr. Der Fortschritt ist also recht gering. Es wurden auch verschiedene Klagen vorgebracht, die zum Teil in der ungenügenden Höhe des Stammkapitals (88 300 Francs) ihre Ursachen haben. Es soll der nächsten Generalversammlung daher auch ein Vorschlag auf Erhöhung des Stammkapitals auf 500 000 Francs vorgelegt werden. Der Reingewinn beträgt diesmal 97 123 Francs, zirka 7000 Francs mehr als im Vorjahr. Die vorgelegte Bilanz wurde nach längerer Debatte genehmigt.

×
Schweiz: Der *Verband schweizerischer Konsumvereine* hat kürzlich einen wichtigen Schritt vorwärts in der Durchführung der Eigenproduktion getan: Er hat eine große Schuhfabrik eröffnet. Diese Fabrik hat eine interessante Vorge-

schichte, die wieder einmal beweist, daß das Bestreben der privatwirtschaftlich interessierten Kreise die Konsumvereine in ihrer Entwicklung zu hemmen immer nur auf eine Förderung der Bewegung hinauslaufen kann. Als im Jahr 1895 der Baseler Konsumverein zur Schuhwarenvermittlung überging, trat der *Verband schweizerischer Schuhwarenhändler* an die Schuhfabrikanten mit dem Verlangen heran den Konsumvereinen weder direkt noch indirekt Waren zu liefern. Diesem Verlangen gaben denn auch die Fabrikanten unklugerweise nach. Bereits damals beschäftigte man sich in Genossenschaftskreisen mit der Erwägung der Frage, ob es nicht am besten sei eine eigene Schuhfabrik zu errichten. Doch sah man zunächst davon ab, in der Erwartung, daß die Fabrikanten von selbst eine vernünftigeren Stellung einnehmen würden, und behalf sich mit dem Bezug von auswärts. Wiederholt versuchten die schweizerischen Konsumvereine, von denen allmählich immer mehr das Schuhgeschäft in die Hand genommen hatten, die Fabrikanten zur Aufhebung des Boykotts zu bewegen. Vergebens. Erst als 1907 der Verband selbst die Vermittlung von Schuhwaren an die Vereine übernahm, bequerten sich die Fabrikanten dazu unter Umgehung des Verbands den Verkauf an die einzelnen Vereine freizugeben. Dieser Sprengungsversuch hatte jedoch keinen Erfolg; die Vermittlungsstelle des Verbands erhöhte ihren Umsatz vielmehr von $\frac{1}{2}$ Million Mark im Jahr 1908 auf 1,2 Millionen im Jahr 1912. Bereits im Jahr 1911 war ein Beschluß auf Errichtung einer eigenen Schuhfabrik gefaßt worden, dessen Ausführung nun auch nicht mehr durch den Zusammenbruch des Fabrikantenverbands und seiner konsumvereinsfeindlichen Politik aufgehalten werden konnte. Die Delegiertenversammlung in Interlaken im Jahr 1912 bewilligte das vorgelegte Bauprojekt und den nötigen Kredit von 240 000 Mark. Und bereits Ende August 1913 konnte die in Basel vom Baurat Manz (Stuttgart) vortrefflich eingerichtete Fabrik in Betrieb genommen werden.

Das Fabrikgebäude liegt in der Nähe des Bundesbahnhofs. Es ist 5 Stockwerk hoch und besitzt eine Länge von 42, eine Breite von 16,3 und von der Kellersohle bis zum Dachfirst eine Gesamthöhe von 28,8 Meter. Die Fabrik ist nach dem Prinzip der größtmöglichen Arbeitsteilung mit einer großen Anzahl von

Maschinen versehen. Die Betriebskraft dazu wird von 12 Elektromotoren mit 70 Pferdestärken geliefert. Es sollen zunächst Schuhwaren gröberer und mittlerer Qualität, mit Ausschluß der Luxuswaren, hergestellt werden. Für die erste Zeit ist ein tägliches Produktionsquantum von 450 Paar Schuhen vorgesehen, wofür ein Personal von 105 Arbeitern und Arbeiterinnen benötigt wird. Daß die Arbeitsbedingungen vorbildlich sein werden, versteht sich von selbst. Die Arbeitszeit ist auf 55 Stunden wöchentlich festgesetzt, Akkordarbeit ist ausgeschlossen, die Löhne sind wesentlich höher als in der Privatindustrie.

Am 22. Oktober fand die erste offizielle Besichtigung des Betriebs statt, zu der auch die Vertreter der Presse und die Regierung des Kantons Basel Stadt eingeladen waren, die erfreulicherweise 5 von ihren 7 Regierungsräten zur Besichtigung abordnete. Auch die Handelskammer hatte ihren Sekretär entsandt. Weniger sympathisch dürften die schweizerischen Schuhfabrikanten dem Ereignis gegenübergestanden haben.

× **Schweiz:** Etwa zur gleichen Zeit
Milchkrieg haben die schweizerischen Konsumgenossenschaften noch einen andern Sieg errungen: Sie haben den seit dem Frühjahr dieses Jahres mit den Milchproduzenten geführten Milchkrieg zu glücklichem Ende geführt. Der Krieg entbrannte, weil sich die Konsumvereine nicht mit der Organisation der Milchproduzenten über den Preis der zu liefernden Milch einigen konnten. Außerdem verlangte der Produzentenverband, daß die Konsumvereine keine sogenannte *wilde* Milch, das heißt solche, die von außerhalb des Verbands stehenden Produzenten stammte, bezögen, und endlich sollten den Vereinen bei dem Absatz ihrer Milch gewisse Beschränkungen auferlegt werden. Infolge dieses Vorgehens bezogen die in Frage kommenden großen Konsumvereine während des Sommers ihre Milch von anderswo her. Dies bedeutete für den Produzentenverband die Notwendigkeit täglich 50- bis 60 000 Liter zu Käse zu verarbeiten. Damit waren Verluste verknüpft, die in wenigen Monaten den während 7 Jahre gesammelten *Milchkriegsfonds* der Bauern in Höhe von 240 000 Mark aufzehren. Und so sah sich denn der Produzentenverband zum Nachgeben gezwungen. Die neuen Verträge sind auf angemessener Basis geschlossen und

lassen den Konsumvereinen die nötige Bewegungsfreiheit.

× **Kurze Chronik** Im Reichstag gab es wieder einmal eine Konsumvereinsdebatte, die an 2 Petitionen anknüpfte, in denen die höchstmögliche Besteuerung der Konsumvereine und Warenhäuser und das Verbot der Lehrer-, Beamten- und Offizierskonsumvereine gefordert wurde. Obwohl sich außer den Sozialdemokraten 2 nationalliberale Redner gegen die Petitionen wandten, wurden sie doch der Regierung als Material überwiesen. Auffallend war, daß auch der fortschrittliche Volksparteiler Gunber die Beteiligung hoher Staatsbeamten an den Konsumvereinen als nicht angängig bezeichnete. × Die *Volksfürsorge* erfreut sich einer vortrefflichen Entwicklung. Am 29. Oktober überstieg zum erstenmal die Zahl der eingehenden Versicherungsanträge die Tausend. Insgesamt sind seit der Inbetriebsetzung 40 000 Anträge eingelaufen. × Die englische Großeinkaufsgesellschaft hat kürzlich das Fest ihres 50jährigen Bestehens gefeiert. Während das erste Geschäftsjahr, 1863, einen Umsatz von 1,1 Millionen Mark ergab, wurden im Jahr 1912 595 Millionen umgesetzt. Die Gesellschaft besitzt 45 Fabriken, eine Handelsflotte, Gemüse- und Obstfarmen in Schottland, Molkeereien in Irland, Teeplantagen in Indien und Palmwälder in Westafrika.

× **Literatur** Das *Jahrbuch des Zentralverbands deutscher Konsumvereine* ist wieder in 2 umfangreichen Bänden von 1038 und 1159 Seiten erschienen. Es ist mit einem Bild des verstorbenen Verbandsvorsitzenden Radestock geschmückt. Die Einteilung ist die übliche geblieben. Der 1. Band enthält neben einer Reihe allgemein informierender Artikel über die Lebensmittelteuerung, die wirtschaftlichen Kämpfe und die Besteuerung der Genossenschaften, denen wir aber ebenso gern an anderer Stelle begegnen würden, die Statistik über die deutsche Genossenschaftsbewegung im allgemeinen und über den im *Zentralverband* verkörperten Teil im besondern; ferner die Berichte über die Verlagsanstalt, die Großeinkaufsgesellschaft, die Unterstützungskasse, die Tätigkeit des Tarifamts und der Fortbildungskommission; endlich die Berichterstattung über den Genossenschaftstag und die Generalversammlung der Großeinkaufsgesellschaft.

Im 2. Band findet der Benutzer des Jahrbuchs alles zusammengestellt, was sich auf die Revisionsverbände bezieht. Es sei auch diesmal wieder auf das in vorzüglich übersichtlicher Weise bearbeitete statistische und sonstige Material hingewiesen, das das Jahrbuch in reichstem Maß zu bieten pflegt.

Geistige Bewegung / Wilhelm Hausenstein

Staatsbürgerliche Erziehung Die Vereinigung für staatsbürgerliche Bildung und Erziehung gibt eine fort-

laufende Reihe von Broschüren heraus, durch die der Stand des Problems der staatsbürgerlichen Erziehung in Deutschland und im Ausland geklärt werden soll. Einige Titel: *Staatsbürgerliche Erziehung auf den höheren Schulen* von dem Gymnasiallehrer Heinrich Wolf; *Die staatsbürgerliche Erziehung mit besonderer Berücksichtigung der Lehrerseminare* von Arthur Fickert; *Der Weg zum Staatsbürger durch die Volksschule in Fühlung mit der Mittel- und Fortbildungsschule* von Paul Thieme (der bei seiner besondern Fühlung mit der deutschen Sprache hoffentlich nicht Lehrer des Deutschen ist); *Der staatsbürgerliche Unterricht in Frankreich* von Paul Rühlmann; *Die Idee der staatsbürgerlichen Erziehung in der Schweiz* von dem selben; *Die staatsbürgerliche Erziehung in den Niederlanden* von Paul Oswald usw. Über die Serie läßt sich bei einer zusammenfassenden Beurteilung kurz nur so viel sagen, daß sie eine Menge ganz interessanter sachlicher Informationen gibt. Man kann sich nach diesen Darstellungen ein vorläufiges Bild von der Technik und wohl auch vom Geist der staatsbürgerlichen Erziehung in den einzelnen Ländern machen. Einige der Broschüren, zum Beispiel Rühlmanns Broschüre über Frankreich, veröffentlichen im Anhang förmliche kleine Grundrisse wie sie dem staatsbürgerlichen Unterricht im Ausland zugrunde liegen.

Bei allen subjektiven Versuchen zu rein darstellerischer Objektivität kommt freilich in allen den Heften mit einer ergötzlichen Gleichmäßigkeit zuletzt eine mehr oder minder liberale Grundtendenz zum Vorschein: vor allen Dingen da, wo es sich für die Verfasser um den pragmatischen Wert der Auslandsinstitute für Deutschland handelt. Die Herren haben für die Tatsache, daß in fremden Ländern, wie in der Schweiz, in Frankreich, in den Niederlanden, der staatsbürgerliche Unterricht zum großen Teil in den Händen einer sozialistischen Lehrerschaft ruht, nicht selten eine ge-

wisse Anerkennung, fast sagt man: Bewunderung. Aber sie bemühen sich in verdächtigem Rhythmus nachzuweisen, daß die Sozialdemokraten des Auslands, zum Beispiel die der Schweiz, die der Niederlande, viel vernünftiger Leute sind als die deutschen Sozialdemokraten. Den niederländischen, den schweizerischen sozialistischen Lehrern wird eine mustergültige Staatsgesinnung nachgerühmt. Paul Oswald kann sich in der Bewunderung der staatskundlichen Objektivität der sozialistischen Lehrer in Holland, die ihm in eigener Anschauung klar wurde, gar nicht genug tun. Rühlmann schildert die schweizerischen sozialistischen Pfarrer und Lehrer von der Höhe seiner Realpolitik als sozialistische Ideologen, die ihren Staat gar nicht ernsthaft beunruhigen. Beunruhigend ist für ihn und seine Kollegen der Gedanke, daß die wirklich staatsgefährliche deutsche Sozialdemokratie auf die offizielle staatsbürgerliche Erziehung Einfluß gewinnen könnte. Das muß unter allen Umständen verhindert werden; und siehe da, der schön geschlängelte *circulus vitiosus* beißt sich mit Konsequenz in den Schwanz. Es fällt den Herren nicht ein zu bedenken oder eine Nutzenanwendung daraus zu ziehen, daß auch bei Sozialisten die Staatsgesinnung nur in dem Maß wachsen kann, in dem das primäre Element, die staatliche Gesamtkultur, die demokratische Tradition eines Landes vorwärts geht.

Einzelne der Hefte machen praktische Vorschläge zum staatsbürgerlichen Unterricht in Deutschland. Ein Realschuldirektor Seidenberger schreibt ein Kompendium, aus dem zu entnehmen ist, wie die staatskundlichen Unterrichtsmotive sich an den Geschichtsunterricht anschließen lassen. Das Heft ist nicht wertlos. Aber es ist noch immer etwas Halbschlächtiges herausgekommen, wenn Oberlehrer in geschichtskundiger Objektivität erglänzen. So schlägt dies Kompendium im Ernst vor die Idee des *sozialen Kaisertums* bei der Darstellung der Krönung Ottos I. zu entwickeln, der da schwören mußte «den Dienern Gottes, den Witwen und Waisen die Hand der Erbarmung zu reichen». Wirklich gut, von einem kräftigen Gegenwartsgefühl getragen ist die Arbeit des Mannheimer Volksschullehrers Rosenthal, die unter dem etwas pastoralen Titel *Unser täglich Brot* sozusagen eine Wirtschaftsgeschichte des modernen Brotes gibt und die Probleme des Schutzzolls dabei mit Objektivität, Kenntnis und pädago-

gischem Talent darstellt. Als ein objektiver Grundriß der gesamten Staatsbürgerkunde erscheint das Buch *Bürgerkunde* des Rektors Max Griep in Berlin /Leipzig, Teubner/, das auch zum Selbstunterricht und als bequemes Nachschlagebuch zu gebrauchen ist.

× **Kurze Chronik** Der 11. Zionistenkongreß beschloß nach Referaten von Dr. Weizmann (Manchester) und Ussischkin (Odessa) am 9. September die Errichtung einer hebräischen Universität in Jerusalem. Sie soll einen Zentralpunkt für die jahrtausendealte jüdische Kultur neu erstehen lassen. Über dieses wichtige und bedeutungsvolle Unternehmen wird ausführlicher zu berichten sein, sobald es in das Stadium der Verwirklichung getreten ist. Auf dem gleichen Kongreß teilte der Reichsratsabgeordnete Stand (Lemberg) mit, daß ein Fonds für ein zweites hebräisches Gymnasium in Jerusalem (neben dem ersten, das in Jaffa bereits besteht), zustande gekommen sei. × Nach einer amtlichen Statistik betrug die Zahl der Studierenden an den italienischen Hochschulen 1911-1912 rund 26 100. Die Einwohnerzahl Italiens ist 35 Millionen. Die Zahl der Studierenden ist seit 1901 im Rückgang begriffen. 45 % der Studierenden des Lehrjahrs 1911-1912 waren Juristen, 21 % Mediziner, 16 % Mathematiker und Naturwissenschaftler, etwa 7 % studierten Philosophica, die übrigen Technik.

× **Literatur** In seiner Broschüre *Die sozialistische Jugendbewegung in Deutschland* /München-Gladbach, Volksvereinsverlag/ gibt Joseph Kipper vom Standpunkt des *Volksvereins* eine polemische Darstellung der Arbeit unserer Jugendorganisationen, die auch für uns als Hilfsmittel der Information über den Stand der Bewegung nicht ohne Wert ist. × Die wichtigsten pädagogischen Studien Kerschenssteiners (*Grundfragen der Schulorganisation, Begriff der staatsbürgerlichen Erziehung, Charakterbegriff und Charaktererziehung, Begriff der Arbeitsschule*) sind bei Teubner in Leipzig in neuen Auflagen erschienen. Für die allgemeine Würdigung Kerschenssteiners, des Pädagogen, sei hier auf den Abschnitt *Staatsbürgerliche Erziehung* in dieser Rundschau (1910, 2. Band, pag. 719 f.) verwiesen. Von den erwähnten Schriften sei hier die über die Arbeitsschule als die wesentlichste empfohlen.

Frauenbewegung / Wally Zepler

Geburtenbeschränkung In überraschend lebhafter Weise beschäftigten sich die sozialdemokratischen Frauen in letzter Zeit mit der Frage der Geburtenbeschränkung oder, wie es in der Partei nicht sehr glücklich und ebensowenig zutreffend heißt, dem Gebärstreik. Es erübrigt sich erst noch hervorzuheben, daß von einem Streik hier nicht die Rede sein kann. Aber auch davon abgesehen ist das wirkliche Zentrum der Frage in den Parteidiskussionen völlig verschoben worden. Die sozialdemokratischen Ärzte, die die alte neomalthusianische Propaganda in die Massen trugen, hängten der Sache wohl den Mantel eines politischen oder Parteiinteresses um. Im Grunde lief aber das Ganze nur auf eine Erfahrung hinaus, die auch zahlreiche nicht sozialistische Mediziner zu Anhängern der Geburtenbeschränkung gemacht hat: die sehr offenkundige Tatsache, daß unter den heutigen Verhältnissen proletarische Familien eine zahlreiche Kinderschar nur auf die dürftigste Weise aufziehen können, und vor allem die Kraft und Gesundheit der Frauen bei dem Mangel an ausreichender Pflege unter schnell auf einander folgenden Geburten rasch aufgezehrt wird. Und weil das die Erfahrung ist, die ihnen wirklich am allernächsten liegt, deshalb und nur deshalb allein die stürmische Parteinahme der Proletarierinnen für den Gebärstreik (wie auch eine Genossin in der *Gleichheit* kürzlich sehr richtig schrieb), und nicht aus Begeisterung für den Klassenkampf, aus Haß gegen den Militarismus oder, wie Oda Olberg meinte, weil die Arbeiterpartei schon so tief in das geistige Leben der Massen gedrungen sei, daß der einzelne das Bedürfnis empfinde »sein persönliches Verhalten . . . im Licht seines Partiestrebens zu bewerten«. Wenn irgendwo, so liegt gerade hier ein individuelles, nicht ein Klasseninteresse vor. Mit der freiwilligen Geburtenbeschränkung in der großstädtischen Arbeiterschaft griff ja nur ein in der Bourgeoisie längst eingebürgertes System auf das Proletariat hinüber. Zudem haben wir dabei nicht eine spezifisch deutsche, sondern eine internationale, wenigstens in allen großen Kulturstaaten gleichmäßig hervortretende Entwicklung vor uns. Die Zahlen der Geburtenverminderung aus dem letzten Jahrzehnt müssen dem Sozialpolitiker freilich beinahe er-

schreckend erscheinen. So kamen in Deutschland auf 1000 Einwohner 1871 bis 1880 noch 40,7, 1910 nur noch 30,7 Geburten; in Preußen wurden von 1000 Frauen 1876 bis 1880 174,6, 1901 bis 1905 154,83 Kinder geboren. Wirklich bedrohlich sieht aber erst das statistische Resultat für die großen Städte aus. In den gleichen Zeiträumen sanken die Geburtenzahlen auf 1000 Frauen hier von 160,64 auf 129,12 und in Berlin speziell von 149,21 auf 88,78. 1876 wurden bei einer Einwohnerzahl von weniger als der Hälfte der jetzigen in Berlin 1464 Kinder mehr geboren als 1911. Und die Hauptstadt bildet keine Ausnahme unter den Großstädten. Das neue *Jahrbuch der Stadt Berlin* weist nun nach, was aus den Zahlen schon ersichtlich ist, daß die Geburtenbeschränkung hier nicht nur die proletarischen Schichten miterfaßt hat sondern die bestimmende Entwicklung gerade von den arbeiterreichen Stadtteilen ausgegangen ist. Bemerkenswert ist dabei noch, daß die Eheschließungen sich nicht etwa vermindert haben sondern gestiegen sind, und daß die Verringerung der Kinderzahl ausschließlich bei den ehelichen Kindern auftritt; die Zahl der unehelichen im Vergleich zu den ehelichen ist fortwährend im Steigen begriffen. Der allgemeine Rückgang der Geburtenzahl könnte nun der Hauptsache nach durch 2 Momente hervorgerufen sein: durch Vermehrung der Abtreibungen und durch absichtliche Verhinderung der Konzeption. In einem soeben veröffentlichten wertvollen Buch über diese Frage (*Fruchtabtreibung und Präventivverkehr*/Würzburg, Kabitzsch/) weist der Frauenarzt Dr. Max Hirsch darauf hin, daß offenbar eine Korrelation zwischen diesen beiden Methoden besteht; wo, wie in den Vereinigten Staaten, die Anwendung der antikonzepotionalen Mittel verboten ist, da steigen die Abtreibungen ins Ungeheure; nach einer Schätzung betragen sie dort ungefähr 2 Millionen jährlich. Es ist aber wohl bekannt, daß, von allen anderen Bedenken abgesehen, die Gesundheit der Frauen durch die verschiedenen rohen und unhygienischen Arten der Abtreibung durch Nichtärzte oder durch die Frauen selbst außerordentlich leidet. Dr. Hirsch warnt deshalb aufs dringendste vor der von reaktionären Soziologen bereits vielfach propagierten Idee den Geburtenrückgang durch ein Verbot der Präventivmittel einschränken zu wollen. Wie haben wir uns als Sozialisten dem

gesamten Problem gegenüberzustellen? Ich sehe dabei ganz von der auch in den *Sozialistischen Monatsheften* schon mehrfach behandelten Frage der Geburtenbeschränkung als eines Kampfmittels für die Partei ab. die mir kaum überhaupt einer ernsthaften Erörterung wert scheint. Ich möchte hier nur auf ein paar Punkte hinweisen, die bisher in unseren Reihen übergangen wurden und die besonders auch für die Entwicklung der Frau ausschlaggebend sind. Das eine bedarf wohl keines weitern Nachweises: Materielle Not ist das Hauptmotiv, das die klein- und mittelbürgerlichen wie die proletarischen Familien zur Beschränkung der Kinderzahl drängt. Und zwar materielle Not in relativem Sinn. Denn freilich sind ja überall die allerelendesten Schichten gerade die kinderreichen, und erst von einer gewissen Höhe des Lebensstandards an pflegt der Wunsch hervorzutreten den Kindern eine menschenwürdige Erziehung geben zu können. Dazu kommt freilich die wachsende berufliche Tätigkeit der Ehefrau außer dem Haus, die nicht nur oft durch die schweren Gesundheitsschädigungen bei bestimmten gewerblichen Arbeiten die Frauen unfruchtbar macht, nicht nur viele Kinder zu frühzeitigem Tod verurteilt weil sie ihnen die Muttermilch entzieht, sondern auch der proletarischen Frau bei dieser Last unvereinbarer Pflichten die Mutterschaft wenig begehrenswert erscheinen läßt. Darüber also sind wir uns alle einig: Nur weitgehende gesellschaftliche Fürsorge für Mutter und Kind kann hier Hilfe bringen, Fürsorge in einem Maß, wie sie außer wenigen vorgeschrittenen einzelnen Sozialpolitikern nur die Sozialdemokratie fordert. Daneben bliebe aber immer noch die Frage bestehen: Müssen wir um der Mutterschaft willen nicht einen Gesellschaftszustand erstreben, in dem die Berufstätigkeit der Ehefrauen mindestens wieder stark eingeschränkt wird? Professor von Gruber und andere mit ihm erhoben auch gegen die Frauenbewegung den Vorwurf, sie verschulde den Geburtenrückgang durch »ihre Geringschätzung des Mutterberufs«. (Auf seine absurden Folgerungen kann ich leider hier nicht eingehen.) Nun ist zwar absolut nicht einzusehen, weshalb die Frauenbewegung als solche die Mutterschaft unterschätzen sollte. Im Gegenteil. Es ist eine ihrer soziologisch vielleicht wertvollsten Errungenschaften, daß sie in den Frauen das Bewußtsein

des Verbundenseins mit dem Ganzen vertiefen mußte: die selbständige, sozial empfindende Frau wird sich sicher auch energischer gegen eine für die Gesellschaft gefährdende Geburtenbeschränkung auflehnen als die gedankenlose, ihrem Familienegoismus lebende Nurhausfrau. Dennoch liegt ein richtiger Kern auch in diesem Vorwurf, nur sind Motive und Folgen ganz anders zu werten. Wie mir scheint, trifft Dr. Max Hirsch in seinem Buch hier besser als die Mehrzahl der anderen den eigentlichen Schwerpunkt des Ganzen, wenn er schreibt: »Also nicht die Entartung körperlicher und geistiger Eigenschaften, sondern im Gegenteil ihre Verfeinerung und die Erhöhung des persönlichen Verantwortungsgefühls gegenüber sich und den Nachkommen als Ausdruck einer fortgeschrittenen Kultur haben dem Zeugungswillen Abbruch getan.« Er weist an zahlreichen Einzelbeispielen darauf hin, wie oft sich heute schon hereditär irgendwie belastete Männer und Frauen energisch dagegen sträuben Kinder in die Welt zu setzen, die vielleicht das unglückliche Familienerbe weiterschleppen könnten. Das wäre aber nur eine Seite dieses erhöhten Verantwortungsgefühls, das ja, wie Hirsch ganz richtig sagt, auch »gegenüber sich« zum Ausdruck kommt, jedoch auch hier durchaus keinem egoistischen sondern dem berechtigten Trieb nach Selbstentwicklung entspringt. Aus diesem Trieb heraus mag freilich die Frau, die von früher Jugend an ihr Leben auf einen Beruf gestellt hat, sei sie nun Proletarierin oder Bürgerliche, eine gar zu zahlreiche Kinderschar oft ablehnen. Die Natur selbst scheint sie darin zu unterstützen. Denn es scheint festzustehen, daß aus bisher unbekanntem biologischen Ursachen von einer bestimmten Stufe geistigen und sozialen Hochstands an die Fruchtbarkeit der Frauen an sich in gewissem Grad sinkt. So wird ganz spontan ein Ausgleich zwischen individuellen und mütterlich sozialen Forderungen angebahnt. Müßte eine solche Entwicklung, sobald sie sich allgemein durchsetzte (natürlich immer nur, solange kein Rückgang der Bevölkerung stattfindet), unbedingt verhängnisvolle Folgen zeitigen? Liegt hier in der Tat keine Entartungs- sondern eine Differenzierungserscheinung vor, und tritt sie zudem gleichlaufend unter den kulturell höchststehenden Nationen auf, so muß das

keineswegs der Fall sein. Sehr viel wahrscheinlicher ist es, daß wir damit in einem Entwicklungsstrom treiben, der dahin führt, daß wir uns, wie Dr. Hirsch einmal sagt, »von der *rage de nombre* befreien und der qualitativen Aufbesserung der künftigen Generationen unsere ganze Aufmerksamkeit zuwenden«. Weshalb sollten wir uns nicht vorstellen können, daß sich die zukünftige Geschichte der Kulturmenschheit im Rahmen einer weniger raschen quantitativen Vermehrung, aber einer desto feineren Auslese der entwickelungskräftigsten Elemente vollzöge? Das alttestamentliche Gebot »Seid fruchtbar und mehret euch!« wird dadurch nicht aufgehoben, vielmehr in seinem eigentlichen Sinn erst recht erfüllt. Da Kopffzahl und (physische, geistige und moralische) Kraft einer Nation nicht mehr identisch sind, so bedeutet die Sorge um dieses zweite die Erfüllung der in jenem Gebot liegenden ethischen Forderung an den einzelnen: ein Mehrer und Bildner seines Volks zu sein und so dieses zu befähigen seine eigentlichen Aufgaben zu erfüllen. Unter der Voraussetzung einer immer fortschreitenden Sozialisierung (und gerade darum auch Individualisierung) aller hochstehenden Völker eröffnete sich damit die Aussicht, daß auch die Frauen einmal ohne allzu aufreibende Konflikte die Forderungen eines reichern individuellen, das heißt in der vielseitigen Kraftausgabe der Berufsausübung verströmenden Lebens mit den Ansprüchen der Mutterschaft werden vereinen können.

× **Ehe und Beruf** Am 29. und 30. September hielt der **Verband fortschrittlicher Frauenvereine** seine 7. Hauptversammlung in Berlin ab. Auf der Tagung wurde nur ein Thema: Beruf und Ehe, erörtert. Der Verband, der seine ursprüngliche Aufgabe als Organisation der radikaleren Frauenrechtlerinnen erfüllt hat, löste sich als solcher auf; er soll sich jetzt dauernd nur mit dem Studium jener Frage befassen und Material dazu sammeln. Dr. Renetta-Brandt-Wyt und Dr. Clara Ratzka-Ernst sind zu Leiterinnen der neuen Organisation berufen worden. In der Versammlung beleuchteten die beiden Nationalökonominnen das Thema von verschiedenen Seiten. Im wesentlichen gaben sie statistische Zusammenstellungen über die berufliche Tätigkeit

der Frauen. Sie hoben besonders die Arbeit der Ehefrauen hervor, die eine andere Organisation der Hauswirtschaft erstrebenswert erscheinen lasse. Frau Ratzka-Ernst plädierte für die Einführung gewerblicher Halbtagsarbeit für Frauen. Sie gab auch eine, freilich sehr flüchtige, Aufzählung der bereits bestehenden Einrichtungen zur Erleichterung der Mutterschaft und Säuglingspflege sowie der Institutionen zur Zentralisierung der Hauswirtschaft, deren Zahl und Umfang noch äußerst dürftig ist.

Schon vor 10 Jahren hat Charlotte Perkins-Gilman in einem sehr anregenden Buch, das Marie Stritt erst jetzt übersetzte (*Unser Heim* /Dresden, Minden/), die private Hauswirtschaft analysiert. Sie schildert darin sehr lebendig, wie viele volkswirtschaftliche Werte sie verschwendet, wie viele körperliche und seelische Frauenkraft sie aufreibt, und das alles mit dem traurigen Resultat: niemandem zu nützen und alle zu schädigen, die ihren Segen genießen sollen. Die Verfasserin, der man es anmerkt, daß sie ihre Studien am Leben selbst gemacht hat, entwirft ein Bild der »häuslichen Mythologie«, die ihre Vorstellungen noch immer den ältesten Zeiten primitiver Kultur entnimmt, während die Welt rings umher die gewaltigste technische und geistige Entwicklung nahm. Daß dem so ist, daß die Frauen Tausende von Jahren ihre hauswirtschaftlichen Arbeitsmethoden fast ohne Veränderung beibehalten konnten, mögen viele als ein Zeichen der geistigen Minderwertigkeit des weiblichen Geschlechts ansehen. Vielleicht liegt in Multatulis berühmter kleiner Parabel von Thygater die Erklärung dafür. Aber gleichviel: Heute ist endlich ein helleres Licht auch über dem Leben der Frauen aufgegangen, und es ist also Zeit mit den wurmstichigen Idealen aufzuräumen. Zum Glück ist das jetzt nicht mehr eine ideologische sondern eine praktische und reale Forderung. Die Tatsachen selber sprechen. 3 Millionen Ehefrauen sind in Deutschland hauptberuflich erwerbstätig, die Proletarierinnen brechen unter der übermäßigen Belastung zusammen, die bürgerlichen Berufsfrauen werden in einem aufreibenden Konflikt zwischen Beruf und Wirtschaft umhergetrieben, den der wachsende Dienstbotenmangel noch fortgesetzt steigern muß.

Charlotte Perkins - Gilman sucht an

einer Stelle festzustellen, wie viele Arbeitsstunden etwa durch die Zentralküche gegenüber dem Einzelhaushalt erspart werden könnten. Sie rechnet, daß in einem großstädtischen Häuserblock mit 200 Familien (also zirka 1000 Personen) 200 Frauen mit Einkauf und Kochen 6 Stunden täglich beschäftigt sind, also 1200 Arbeitsstunden verausgabt werden, während 30 gelernte Köchinnen die gleiche Leistung bequem in den selben 6 Stunden zustande bringen würden. Schon der Einkauf im kleinen stellt eine sinnlose Zeitvergeudung dar. Dazu der Preisaufschlag auf die notwendigsten Nahrungsmittel bei dem Bezug winziger Einzelquantitäten (Auch die Mitgliedschaft in den Konsumvereinen allein würde dieses Moment noch nicht völlig aufheben, immer blieben noch die übermäßigen Abholungs- oder Transportkosten zu den vielen Kleinhaushalten.) Und zu alledem noch eine Arbeitsleistung bei den alleinwirtschaftenden Hausfrauen, die nach der Verfasserin selbst in dem reichen New York mindestens neun Zehntel der Gesamtheit betragen, »schwerer und länger als der Mann, nach unzähligen Richtungen, was die Lebenskraft sehr viel mehr erschöpft als eine Arbeit auf einer geraden Linie«. (Eine interessante Bemerkung macht die Verfasserin nebenbei gegen die in Amerika übliche Methode den Mann auch noch zu den hauswirtschaftlichen Arbeiten heranzuziehen.)

Der wertvollste Teil des Perkinsschen Buches liegt indes nicht auf der wirtschaftlichen sondern auf der psychologischen Seite. Der ethisch schädigende Einfluß des Familienegoismus auf alle Familienmitglieder ist ganz vorzüglich dargestellt. Die Kinder werden verweichlicht und verzärtelt, »die Frau wird engherzig durch ihr Heim, und der Mann wird engherzig durch die Frau«. »Die Ethik des häuslichen Lebens ist recht und gut bis zu einem gewissen Grad. Die Ethik des sozialen Lebens steht höher und ist unendlich mannigfaltiger. Unser moralisches Wachstum wird heute noch schwer beeinträchtigt durch das beharrliche Festhalten der halben Menschheit an den primitiven Maßstäben der häuslichen Ethik.« Wohin soll also nach der Verfasserin die Entwicklung gehen? Die Einzelfamilie, das Heim, müsse bestehen bleiben; Frau Perkins betont immer von neuem, daß ihre Angriffe das Familien-

glück nicht antasten wollen. Nur Küche und Haushaltsarbeiten sollen zentralisiert, die Kindererziehung in weit höherem Maß als bisher öffentlichen Institutionen übertragen werden, so daß das Heim, wie Hulda Maurenbrecher den gleichen Gedanken in einem neuen Buch ausdrückt, eine »Feierabendgemeinschaft« wird. Dann sind die Frauen, soweit sie nicht ganz kleine Kinder zu stillen oder zu pflegen haben, für eine berufliche Arbeit frei; in den Menschen werden schon von Kindheit an soziale Tugenden gepflegt werden, und auch der Mann wird erst eine wirkliche Lebensgefährtin an seiner Frau gewinnen können.

Genau auf das selbe Ziel weisen ein paar deutsche Frauenbücher, gleiche Erfahrungen haben hier wie dort die gleichen Ideen ausgelöst. Hulda Maurenbrecher gibt in ihrem Buch *Wachstum und Schöpfung* /München, Reinhardt/ im wesentlichen nur eine Sammlung kleiner populärer Erziehungsaufsätze für proletarische Mütter, die an der Hand persönlicher Erlebnisse die Frauen auf die rechte Art der Einwirkung auf den kindlichen Geist hinweisen sollen. Nur im letzten Kapitel entwickelt sie dann ihr Zukunftsideal; es deckt sich mit dem, was uns aus ihrem ersten, aber später geschriebenen Buch schon bekannt ist. Vom rein volkswirtschaftlichen Standpunkt behandelt Renetta Brandt-Wyt die Frage in ihrem Werkchen *Hauswirtschaftliche Nahrungsmittelkonsumtion und Frauenarbeit* /München, Duncker & Humblot/. Nach einer eingehenden Analyse der weiblichen Berufsarbeit auf allen Gebieten versucht sie die Bedeutung der Frau als hauswirtschaftliche Konsumentin zu erfassen. Sie ist durchaus objektiv; so sagt sie an einer Stelle: »Es wäre falsch im ersten Fall von der Hausfrau als *Nurkonsumentin* zu sprechen; denn wenn sie auch nicht direkt zur volkswirtschaftlichen Produktion beiträgt, so schafft ihre erhaltende Kraft doch imponierbare Werte, die von großem Einfluß auf die Volkswirtschaft sind.« Trotzdem glaubt auch sie, daß selbst bei guter Wirtschaftsführung eine starke Verteuerung durch den Einzelhaushalt stattfindet. Sie will dies an der Hand des militärischen Etats für die Soldatenbeköstigung nachweisen, kommt aber freilich selbst zu dem Schluß, daß aus verschiedenen Gründen dieser Beweis nicht einwandfrei ist. Auch sie hält an

der Familie als solcher fest. Die sozialistischen Schlußfolgerungen aus der modernen Entwicklung und den soziologischen Forschungen erscheinen ihr irrig: »Bezüglich der Abhilfe dieser Übelstände ist man jetzt anders als ehemals gesonnen: man will durch Erhaltung des geistig sittlichen Bandes und nicht mehr durch Zerreißen desselben die Familie erhalten.« Dennoch ist sie überzeugt, daß die Rolle des Einzelhaushalts ausgespielt ist. Sie wünscht, daß die Konsumgenossenschaften zugleich mit genossenschaftlichem Wohnungsbau zentralisierte Hauswirtschaftsbetriebe einführen, die je nach den wechselnden Wohn- und Lebensverhältnissen auch verschieden ausgestaltet werden müßten. Im ganzen herrscht also Übereinstimmung nach dieser Richtung, die natürlich abweichende Ansichten nach rechts und links nicht ausschließt. So warnt die Berichterstatterin der *Frau die Zentralstelle für Beruf und Ehe* davor »den Frauen Lebensformen aufzuzwingen, die ihren eigenen Wünschen nicht entsprechen«. Den Frauen? Welchen denn? Daß der größte Teil von ihnen vorläufig über die Möglichkeit veränderter Wirtschaftsformen noch sehr wenig nachgedacht hat, sie vielleicht auch zunächst ablehnen würde, beweist gerade so viel und so wenig gegen das Kommen dieser Formen wie der anfängliche Widerstand der Mehrzahl aller Menschen gegen irgendeine soziale oder politische Neuerung gegen solche Neuerungen bewiesen hat.

× Soziale Arbeit Else Münsterberg über-
setzte uns unter dem Titel
20 Jahre sozialer Frauen-
arbeit in Chicago /München, Beck/ die
Lebenserinnerungen der Jane Adams,
der in ihrem Vaterland berühmten
Gründerin des Hullhauses in Chicago,
eines der ersten und jetzt eines der
größten amerikanischen Settlements.
Es ist ein Buch, das nach vielen Seiten
zum Nachdenken anregt. Zunächst muß
die Persönlichkeit der Verfasserin je-
den Leser fesseln. Hier sucht sich eine
Frau, unbeirrt von den Konventionen
ihres Milieus, nur von dem sittlichen
Ernst ihres Wesens getrieben, in selb-
ständigem geistigen Ringen den Weg zu
einer eigenen großen Aufgabe, und von
dem Augenblick an, wo ihrem Auge das
Ziel erscheint, arbeitet sie mit eiserner
Energie und unbeugsamer Sicherheit an
ihrem Jahr um Jahr wachsenden Werk.

Für diese Frau erscheint uns der Ehrenname des *größten Bürgers von Chicago*, den ihre Vaterstadt ihr beilegt, wohlverdient. Für die Psychologie der Frau ist die Selbstentwicklung, die Jane Addams uns schildert, nach zwei Richtungen interessant: für die Höhe der weiblichen Leistungsfähigkeit in einem außerhäuslichen und sehr weit gedehnten Arbeitsfeld und für die Beobachtung, daß die stärksten weiblichen Begabungen vorläufig fast ausnahmslos dem Leben und der Tat zugewandt sind, daß sie in der Glut des menschlichen Mitgefühls und deshalb in sozialen Leistungen zum Ausdruck kommen. Es ist sehr charakteristisch, wenn Jane Addams, die von Kindheit an von Wissens- und Erkenntnistrieb erfüllt ist, sagt: »Wohl 2 Jahre lang mischte sich in meine Verzweiflung über die mir so plötzlich zu Bewußtsein gebrachte Not, die für mich zum Weltschmerz wurde, ein Gefühl von Nutzlosigkeit, von vergeblich aufgewandter Energie, kurz der feste Glauben, daß das Streben nach Geistesbildung letzten Endes weder Trost noch Hilfe bringen werde, sondern daß die Fülle von Stoff, die wir alle in uns aufnehmen, uns ungeschickt zum Handeln macht.« Das, wozu uns das Buch aber hauptsächlich anregt, sind nicht frauenpsychologische, es sind soziologische und ethische Betrachtungen. Als Fazit ihrer Erfahrungen sagt die Verfasserin zum Schluß: »Aber das Settlement erkennt klar, daß, um solche Möglichkeiten [ideale Entwicklungsmöglichkeiten] zu schaffen, sowohl Radikale wie Konservative mitwirken müssen, und deshalb kann es der Natur der Sache nach sich weder mit einer bestimmten politischen Partei noch mit einer bestimmten Wirtschaftslehre identifizieren.«

Nichts kann die grundsätzliche Verschiedenheit der amerikanisch-englischen und der deutschen sozialen Anschauungswelt markanter zum Ausdruck bringen, und die Schwierigkeit die Settlementsbewegung, wenn auch in modifizierter Form, nach Deutschland zu übertragen ist der praktische Beleg zu diesem theoretischen Gegensatz. Woraus er resultiert ist sehr deutlich. Die Überfülle des nacktesten Elends, der furchtbarsten sozialen und hygienischen Mißstände und der Mangel einer kraftvollen Arbeiterbewegung und damit einer wirksamen sozialpolitischen Gesetzgebung mußten in jener Zeit in

England und Amerika jeden sozial empfindenden Menschen auf den Weg eines Ausgleichs durch die volle persönliche Hingabe der Bessergestellten an das Proletariat bringen. In Deutschland wurde die Annäherung bürgerlicher Reformer an die großstädtische Arbeiterschaft durch das rasche Wachstum der Sozialdemokratie und der freien Gewerkschaften bald auf sehr enge Kreise beschränkt, und die bewußte Macht der organisierten Arbeiterschaft übte selbst den Druck auf den Staat, der die sozialpolitische Gesetzgebung zeitigte. Kein Sozialdemokrat wird sich darüber unklar sein, welche dieser Entwicklungsformen die zukunftsreichere und sachlich bessere ist. Mußte doch Jane Addams so gut wie jeder Politiker in Amerika erfahren, daß es noch nicht genügt auf irgendeine Anregung hin Gesetze zu schaffen, wenn die Vorbedingungen ihrer Durchführung nicht vorhanden sind. Trotzdem ist vielleicht das eine richtig: Die ethisch soziale Kraft, die erst aus einem gemeinsamen Verantwortungsgefühl aller Klassen für das wirtschaftliche Ganze hervorgeht, leidet unter der zu einseitigen Betonung des Klassenkampfes bei uns, und dadurch wird in den Besitzenden das Bewußtsein ihrer sozialen Mitverantwortung und der Notwendigkeit persönlicher Arbeit für die sozialen Aufgaben unterdrückt.

× >
Wahlrecht (Vom 5. bis zum 8. Oktober hielt der *Deutsche Verband für Frauenstimmrecht* in Eisenach seine 5. Generalversammlung ab. Nach dem Kampf der Geister auf der Weimarer Beiratsitzung erwarteten die Stimmrechtlerinnen diese Tagung mit besonderem Interesse. Es handelte sich ja um die endgültige Entscheidung über den viel angefochtenen § 3 der Satzungen (siehe diese Rundschau, 1913, 1. Band, pag. 54 ff.). Nach heißer Debatte, in der eine große Zahl der verschiedensten Abänderungsanträge niedergestimmt worden war, blieb das Endergebnis die Beibehaltung des § 3. Bei der Vorstandswahl wurden einige frühere Mitglieder durch neue ersetzt; als Redakteurin des Verbandsorgans wurde Adele Schreiber-Krieger gewählt, da die bisherige Leiterin Anita Augspurg erklärte den Posten nicht mehr annehmen zu wollen. Infolge der Entscheidung über die Statuten, vermutlich auch infolge der persönlichen Gegensätze, die sich durch

die langen Kämpfe herausgebildet haben, sind seit der Generalversammlung ein Landesverein und verschiedene Provinzial- und Lokalvereine aus dem Verband ausgeschieden.

Was zeigt nun diese Entwicklung? Der *Vorwärts* wie die *Gleichheit* sehen darin nach ihrer bekannten Schablone die reaktionäre Gesinnung der bürgerlichen Frauen, von denen nur wenige gewillt seien für andere als für Damenwahlrechte aufrecht zu kämpfen. Auch Frau Cauer klagt darüber, daß die frauenrechtlerischen Tendenzen die politischen überfluten und alles unter einer Fahne sammeln wollen. »Das schwebte auch einst den Gründerinnen vor, allerdings in der Voraussetzung, die aber irrtümlich war, daß alle Frauen voller Enthusiasmus der Grundlage zustimmen das vornehmste Volksrecht hochzuhalten Das war politisch gedacht, aber es wurde frauenrechtlerisch ausgelegt.« Das ist freilich eine merkwürdige Anschauung. Man kann nur an die Genossinnen wie an die gleichdenkenden Stimmrechtlerinnen immer von neuem die einfache Frage stellen: Gesetz, heute oder morgen ist durch irgendwelche politische Konstellation von einem der Bundesparlamente ein an sich sehr reaktionäres Kommunalwahlrecht, wie etwa das preußische, für die Frauen zu haben, sollen wir es dann empört ablehnen? Täten wir das, ich glaube, die Antwort der weiblichen Parteimitgliedschaft wäre die gleiche wie sie die holländischen Wähler jetzt den prinzipiellen Antiministerialisten gegeben haben: eine Absage an die Partei, die so unpolitisch handelnden Führern folgt. Es ist gewiß mehr als begreiflich, wenn bei einer großen Zahl von Frauen das politisch-soziale Interesse weitaus das frauenrechtlerische überwiegt, wenn eine Frau also sagt: mir ist es sehr viel wertvoller für beide Geschlechter, für die Gesamtheit des Volkes demokratische Rechte erobern zu helfen, um dadurch unsere weiteren Ziele durchzusetzen als für Erringung des bloßen Frauenwahlrechts zu wirken, dessen materielle Folgen ja sehr verschiedene sein können. Wer so denkt, wird eben Politikerin in einer bestimmten Partei, nicht Frauenrechtlerin werden. Einer Frauenrechtlerin muß aber innerhalb dieser Organisation die Erwerbung der Frauenrechte an erster Stelle stehen, genau so wie der Gewerkschafter in den Gewerkschaften für Be-

rufs- und Arbeitsinteressen kämpft und seine politischen Ziele außerhalb der Berufsorganisation verfolgt. Die Forderung, daß ein Frauenstimmrechtsverband sich auf das allgemeine Wahlrecht festlegen solle und der Vorwurf undemokratischer Gesinnung gegen die Gegnerinnen dieser Taktik steht genau auf der gleichen Höhe wie die Anschauung (die ja auch oft genug propagiert wurde), Gewerkschaften oder Konsumgenossenschaften dürften nur Sozialdemokraten als Mitglieder aufnehmen, und wer anderer Meinung sei, könne eben persönlich nicht zur Sozialdemokratie halten. Eine ganz andere Frage ist es, ob die allgemeinen Meinungsgegensätze nicht in irgendeiner Organisation so stark werden können, daß sie das Zusammenarbeiten für bestimmte gemeinsame Ziele unmöglich machen. In solchem Fall bilden sich dann eben mehrere Organisationen, deren Aufgaben nur bis zu gewissen Grenzen gleichlaufende sind, und es ergibt sich das neue taktische Problem eines Zusammengehens für bestimmte Zwecke. So wäre es immerhin noch besser, es existierten 2 oder 3 kooperierende deutsche Stimmrechtsverbände mit abweichenden Statuten als daß in der einen Organisation die fortgesetzten Kämpfe jede wirksame Propaganda hemmen.

Der amerikanische Staat Illinois hat den Frauen das Stimmrecht für die Wahl des Präsidenten der Union gewährt; sie werden es bei der Präsidentschaftswahl von 1916 zum erstenmal ausüben können.

× Koedukation Vom 4. bis zum 6. Oktober tagte in Breslau der Kongreß des Bundes für Schulreform, auf dem hauptsächlich über die Koedukationsfrage verhandelt wurde. Professor Meumann (Hamburg), Professor Stern (Breslau), Dr. Lucy Hoesch-Ernst und Dr. Lipmann berichteten über Begabungsuntersuchungen an Knaben und Mädchen, die, soweit man aus den Berichten ersehen kann, sehr verschiedenartige Ergebnisse hatten. Die für die weibliche Begabung offenbar ungünstigen Resultate Meumanns und Sterns fanden in der Versammlung viel Widerspruch. Man meinte, die Methoden der Untersuchung wären nicht einwandfrei und gingen von vorgefaßten Ansichten aus. Zwar zweifelte niemand an dem Vorhandensein starker Unterschiede zwischen den Geschlechtern; für unsere

gegenwärtigen Forschungsmittel wären sie aber noch nicht faßbar, und sie erreichten jedenfalls nicht entfernt die individuellen Begabungsdifferenzen zwischen den Schülern und Schülerinnen, die in den Schulen zusammen unterrichtet werden. Viele Schulmänner, unter anderen Professor Wychgram, erklärten eine Zusammenfassung von Schülern beider Geschlechter nach Begabungsrichtungen für wichtiger als deren Scheidung nach Geschlechtern. Die Versammlung war jedenfalls in ihrer großen Mehrheit für Koedukation.

× **Jüdische Frau** Es ist auffallend, wie verschieden in manchen europäischen Ländern bei Juden und Nichtjuden die wirkliche (nicht die nominelle) Wertschätzung der Frau in der Familie ist. Und das trotz der sozialen Mischung, trotz der Gleichartigkeit des geistigen und gesellschaftlichen Milieus wenigstens in weiten Kreisen des Bürgertums. Der eigentümliche Nimbus, der bei den Juden die Frau umschwebt, die Verehrung, die ihr der Mann zollt, und die ihr in der Familie ganz unwillkürlich die erste Stelle anweist, kann nur mit den sehr ähnlichen Verhältnissen bei den angelsächsischen Nationen verglichen werden. (Hier wie dort hat das gleiche Grundgefühl auch in der reichen Bourgeoisie zu dem gleichen Entartungserscheinungen im Frauenleben geführt.) Bei den Juden beruht dieser Zug auf uralter Tradition. Schon vor Jahrtausenden bedeutete ihnen das Familienleben und damit auch der Mittelpunkt des Hauses, die Frau, etwas anderes als den anderen Völkern, von denen wir darüber etwas wissen. In einer (in jedem Betracht lesenswerten) Sammelschrift über *Soziale Ethik im Judentum*, die kürzlich im Verlag Kauffmann in Frankfurt herausgekommen ist, und an der Gelehrte wie Hermann Cohen, Simon Bernfeld, Philipp Bloch und andere mitgearbeitet haben, weist Dr. Max Eschelbacher nachdrücklich auf diese Tatsache hin, die nicht allein das Alte Testament, sondern ebenso die ganze spätere jüdische Literatur erhärtet. Bezeichnend dafür ist, wie Eschelbacher richtig hervorhebt, schon die Einheit der sprachlichen Bezeichnung für Mann und Frau in der hebräischen Sprache als *אדם* und *אשה*, also als *Menach* und *Menachin*, während ja in den europäischen Sprachen meistens *Menach* nur mit *Mann* synonym, und die Frau

sozusagen ein anderes, fremdartiges Wesen ist. Auch das jüdische Recht bringt deutlich die hohe Schätzung der Frau zum Ausdruck. Was heute unter dem Druck einer völligen wirtschaftlichen Revolution in den Ländern der höchsten Kultur zum Teil noch vergeblich erstrebt wird: rechtliche Gleichstellung der Geschlechter, das hatte sich im Judentum als Ausfluß rein geistig ethischer Auffassung schon sehr früh durchgesetzt.

Die hohe Stellung, die die Frau schon in der israelitischen Urgeschichte einnahm, könnte ja auch jedem Gebildeten bekannt sein, da die Bibel schon aus den ältesten Zeiten von Frauen berichtet, die die höchsten Stellungen in der Gemeinschaft einnahmen oder große Ehren in ihr genossen; man kennt die Richterin Deborah, die Dichterinnen Mirjam und Hannah. Die Wertschätzung der Frau bei den Juden, die durch die Tatsachen der Geschichte und des Lebens und den Geist der jüdischen Ethik erhärtet wird, hat, wie erwähnt, ihren Niederschlag vor allem auch im Recht gefunden. Der Talmud lehrt, wie Eschelbacher betont, an verschiedenen Stellen: »Die Thora stellt in allen rechtlichen Beziehungen Mann und Frau einander gleich.« Ein höchst interessanter Beleg zu dieser talmudischen Lehre hat sich nun in allerneuester Zeit bei den Papyrusausgrabungen der Nilinsel Elephantine (im alten Jeb) gefunden, die vieles bisher Unbekannte aus dem Leben einer dorthin verschlagenen israelitischen Gemeinde erzählen, die in Jeb ihren Tempel hatte. Die Dokumente stammen aus der Zeit des Esra und Nehemia, also etwa aus dem 5. Jahrhundert vor Christus, ein volles Jahrtausend vor endgültiger Fixierung des Talmud. Aus den jüdischen Rechtsurkunden, die sie uns aufbewahrt haben, erfahren wir, daß die Frauen rechtlich ihren Männern gleichgestellt waren, ihren eigenen Besitz, auch Landbesitz hatten, daß sie selbständig Prozesse führten und auch bei der Heirat genaue Eheverträge mit dem Mann abschlossen. Wie der Mann hatte die Frau das freie Recht der Scheidung, wenn sie mit dem Gatten nicht mehr leben wollte; ihr eingebrachtes Vermögen behielt sie. Ebenso nahmen die Frauen an dem religiösen und öffentlichen Leben in der Gemeinde teil. Diese Gleichberechtigung der Frauen, in einem Maß wie sie das deutsche Bürgerliche Gesetzbuch heute noch nicht völlig kennt, stellt einen gewaltigen

Vorsprung der Juden vor ihren Zeitgenossen dar, da man mit Recht die Stellung der Frau als einen Maßstab für die moralische und Kulturhöhe eines Volkes nehmen kann.

× **Kurze Chronik** Frau D'Abbadie d'Ar-rast, eine bekannte französische Frauenrechtlerin, ist im Alter von 73 Jahren gestorben. Sie hat vor kurzem ein Buch über das Recht der Frau in den Kulturstaaten herausgegeben. × Vor kurzem wurde in Frankfurt am Main unter Leitung von Dr. Rosa Kempf ein Frauenseminar für soziale Berufsarbeit eröffnet, das durch theoretische und praktische Schulung in einem Lehrkursus von 2½ Jahren Frauen zu tüchtigen Arbeitskräften für den sozialen Dienst in Staat, Kommunen und privaten Organisationen heranbilden will. × Der *Allgemeine deutsche Frauenverein* hielt vom 6. bis zum 8. Oktober in Gießen seine 27. Generalversammlung ab. Da der Verein seit einigen Jahren seine Tätigkeit im wesentlichen auf die Rechte und die Mitarbeit der Frauen in den Gemeinden beschränkt, standen meist Themen auf der Tagesordnung, die dieses Gebiet berühren: städtische Wohnungspflege, Ausbildung für die sozialen Frauenberufe, Reform der privaten Wohltätigkeit usw. Die Referate legten fast durchgängig Zeugnis für den Ernst und die Sachlichkeit ab, die die Frauen jetzt in ihrer sozialpolitischen Tätigkeit entfalten. × Der allgemeine deutsche Innungs- und Handwerkertag, der im September in Braunschweig tagte, sprach sich für die Gleichberechtigung der Frauen im Handwerk aus. × Am 20. November wurde im bayrischen Landtag ein liberaler Antrag auf Gewährung des aktiven Frauenstimmrechts zu wirtschaftlichen Wahlen: den Kaufmanns- und Gewerbeberichten, den Handels- und Gewerbe-kammern, angenommen; doch wird, wie der Regierungsvertreter bemerkte, das Gesetz kaum rechtskräftig werden, da der Bundesrat sich solchen Neuerungen gegenüber stets ablehnend verhalte. × Gerrossin Bloss, die als einzige Sozialdemokratin in Deutschland als Mitglied eines Ortsschulrats fungiert, wurde in Stuttgart von neuem auf 3 Jahre in dieses Amt berufen. × Ein weiblicher Stadtrichter wurde in Norwegen zum erstenmal angestellt. × In Frankreich wurde, jede Gemeinde über 10 000 Einwohner verpflichtet einen Stellen-

nachweis für Dienstboten einzurichten. Gegen 30 000 männliche und weibliche Dienstboten erhielten in einem Jahr allein in Paris Stellungen durch diese städtischen Arbeitsnachweise. × Die Dienstbotenorganisationen haben in Deutschland schon eine ansehnliche Mitgliedschaft; Der katholische Verband zählt 13 000 Mitglieder, 15 evangelische Vereine haben 2000, und der *Verband der Hausangestellten Deutschlands* hat zirka 5800 Mitglieder. × Am 14. November wurde von der französischen Deputiertenkammer ein Minimallohngesetz für die Heimarbeiterrinnen der Bekleidungs-gewerbe angenommen, das freilich auch noch den Senat passieren muß, bevor es zur Einführung gelangt. Arbeitsräte oder Gewerbe-gerichte sollen danach einen Minimallohn festsetzen, der nicht geringer sein darf als zwei Drittel des Lohns, den in der Gegend Werkstätten-arbeiterinnen mittlerer Geschicklichkeit im gleichen Beruf verdienen. Die Gewerkschaften ebenso wie gewisse philanthropische Vereine haben das Recht bei Übertretungen des Gesetzes gerichtlich vorzugehen. × In Österreich macht der Sozialismus unter den Frauen in letzter Zeit Fortschritte. Die Auflage der *Arbeiterinnenzeitung* beträgt jetzt 28 500. × Auch in Ungarn beginnen sich die Frauen zu regen. Am 19. und 20. Oktober fand in Budapest neben dem ungarisch-sozialistischen Parteitag eine Arbeiterinnenkonferenz statt, in der über das Elend der Frauen und Kinder in Ungarn gesprochen wurde. × Der Assistentin an der staatlichen Klinik für innere Krankheiten in Berlin, Dr. Rahel Hirsch, wurde der Titel Professor verliehen. × Die Archäologin Gräfin Uwarow, die Präsidentin der Moskauer archäologischen Gesellschaft, wurde von der Universität Königsberg zum Ehrendoktor ernannt. × Eine Lehrerin, Fräulein Klara Strack, erhielt von der Berliner philosophischen Fakultät den Preis bei einer Preisaufgabe über die Monadenlehre des Leibniz. × Drei sozialdemokratische Lehrerinnen haben in Zürich den 1. Preis für die gemeinsame Abfassung eines Lesebuchs für die 2. und 3. Klasse der Elementarschule erhalten.

× **Literatur** Ein edles und kluges Mädchengesicht steht vor dem Titelblatt eines Buchs, betitelt *Stromaufwärts* von Angelina Langer /Berlin, S. Fischer/.

in dem ein reich begabtes Menschenkind seinen schweren Aufstieg aus einfachstem Proletarierdasein zum Leben einer selbständigen, bewußten Frau schildert. Dies Buch ist gewiß nicht typisch. Ein Mensch mit so starker künstlerischer Anlage, so reicher Phantasie und solchem Drang nach Erkenntnis des Lebens dürfte sich unter den einfachen Dienstmädchen, wie es die Verfasserin war, nicht allzu häufig finden, so wenig häufig wie irgendeine andere ausgeprägte geistige Besonderheit. Aber mit ergreifender Gewalt packt uns dabei doch wieder der Gedanke, wie unendliche seelische Kräfte, welche Fülle heißen Lebensverlangens in der stumpfen Einförmigkeit des Daseins für die Mehrzahl der Menschen ungenutzt verdorren mögen. Nur Begabungen ersten Ranges kann es gelingen sich bei dem fortdauernden Kampf ums Brot ohne Hilfe von außen aus dem Proletariat emporzuarbeiten; für Frauen erhöht sich diese Schwierigkeit, wie für sie jeder Lebenskampf doppelt schwer wird. Auch literarisch kann Angela Langers Roman wohl fesseln; in der einfachen Schilderung fühlt man fast überall das Selbsterlebte. × *Eine türkische Ehe in Briefen* von Dorothea Abdel Gawad-Schumacher /Berlin, Juncker/ gibt manchen hübschen Beitrag zu der orientalischen Auffassung von Liebe und Ehe, vorausgesetzt, daß sich hinter den türkischen Namen auch wirklich echte Orientalen verbergen; sonst freilich verliert diese zarte morgenländische Liebespoesie vollkommen unser Interesse. Und das gleiche gilt natürlich von der noch interessanteren Seite dieses Werkchens: den Briefen des jungen, nach 2monatiger Ehe von seiner Gattin getrennten türkischen Offiziers, der in Tripolis gegen Italien kämpft. Eine starke, bis zum Tod opferbereite Tapferkeit und Vaterlandsliebe spricht aus diesen Briefen und, schöner noch als das, eine so hohe Ethik, daß unsere Sympathie für dieses unglückliche Volk nur noch steigen könnte, wenn es in Wahrheit viele solcher Menschen und Krieger zählte. × Der 5. Teil des *Hanbuches der Frauenbewegung* /Berlin, Moeser/: *Die deutsche Frau im Beruf* von Josephine Levy-Rathenau, gibt eine gute Übersicht über die Möglichkeiten, die sich der berufstätigen Frau in Deutschland eröffnen. Das Buch ist dazu bestimmt den Frauen, die vor der Berufswahl stehen, als praktischer Ratgeber zu dienen, sie über Ausbildungswege, Erwerbssaussichten, durchschnittliche Einkommen usw. in den verschie-

denen Berufen zu orientieren. Es umfaßt dabei sämtliche Berufe von der landwirtschaftlichen und Fabrikarbeiterin bis zur Akademikerin und Künstlerin. Auch dem, den kein praktischer Zweck zur Lektüre treibt, gewähren die Angaben des Buchs wertvolle Aufschlüsse über die Stellung der Frau im wirtschaftlichen Leben. Die sehr geringen Einkommenshöhen, die (bis auf die Monopol-einkommen einzelner Schauspielerinnen, Sängerinnen usw.) für fast sämtliche Stellungen angegeben werden, wie die überall hervorgehobene Schwierigkeit für Frauen zu leitenden Posten aufzusteigen, beweisen, daß noch ein recht weiter Weg zu durchlaufen ist, ehe auch nur annähernde wirtschaftliche Gleichberechtigung für das weibliche Geschlecht er-rungen ist.

WISSENSCHAFT

Biologie / Adolf Koelsch

Wallace † Mit Alfred Russel Wallace, der im Alter von beinahe 91 Jahren kürzlich in der Nähe Londons verschied, ist ein Biologe gestorben, dessen Name den Darwins trabantähnlich durch die Weltgeschichte begleiten wird. Vielleicht wäre es aber gerechter Wallace im Vordersatz schon zu nennen statt erst im Nachsatz, und ihn weniger einem Trabanten als einem Meteor zu vergleichen, der, von ungefähr aus dem Weltenall hereinsausend, in die Bewegungsbahn des Planeten Darwin geriet, mit ihm zusammenrannte, den stillen und dunklen, bis dahin nur in seinem feuerflüssigen Zentralkern glühenden größeren Himmelskörper plötzlich zum Leuchten brachte und sich in der Folge mit ewig freundlichem, wohlwollend herübergewandtem Gesicht von dem Kameraden wieder entfernte, nicht schnell, doch ohne Aufenthalt.

Ich habe erst vor kurzem wieder in dem 1911 aus dem Nachlaß Charles Darwins herausgegebenen Werk *Die Fundamente zur Entstehung der Arten*, deutsch von Maria Semon /Leipzig, Teubner/ gelesen, und abermals hat es mich seltsam, ein wenig unangenehm, möchte ich sagen, berührt in dem darin mitgeteilten Essay aus dem Jahr 1842 jene winzige, verräterische Klammeranmerkung Darwins zu finden, aus der hervorgeht, daß er die Grundidee seiner natürlichen Zuchtwahltheorie nicht aus seinem persönlichen Erleben geschöpft hat sondern aus einem Aufsehen erre-

genden Buch jener Zeit, aus Malthus' *Principles of Population*. Von da kommt nämlich, ganz unabhängig von ihm, auch Wallace her. Nachdem Wallace nach der Schulentlassung 4 Jahre als Landvermesser viel draußen herumgeschweift und im ständigen Verkehr mit der Natur von dem Wunsch erfaßt worden war die Erscheinungen rundum auch mit seinem Geist besser durchdringen zu lernen, geriet er mit etwa 20 Jahren als mathematischer und naturkundlicher Hilfslehrer an ein College in Leicester und fand in der dortigen Stadtbibliothek die Malthusische Schrift. Sie hinterließ einen gewaltigen Eindruck, der ihn schon 1848 auf seiner Forschungsreise nach Para die Natur unter dem neuen Gesichtspunkt betrachten ließ. Auf seiner zweiten Reise zur Durchforschung der malayischen Inselwelt, die ihn von 1854 bis 1862 von der Heimat fernhielt, reifte dann in den Fiebersümpfen Javas (unter dem Eindruck eigener Malariabeschwerden) die Idee, daß das Problem der Artentstehung durch konsequente Anwendung des Gedankens vom Überleben des im Kampf ums Dasein tüchtigsten Individuums gelöst werden könne, zur Gewißheit heran. Und als Frucht stiller Stunden entstand seine berühmte Abhandlung *On the Tendency of Varieties to depart indefinitely from the Original Type*, die er 1858 im Manuskript Darwin übersandte. Dieser war über die Duplizität der Ideengänge so überrascht, daß er die Wallacesche Schrift zusammen mit einem Auszug aus seinem eigenen, bis dahin ganz geheim gehaltenen Essay vom Jahr 1844 in der *Linnean Society* sofort zur Verlesung brachte und sich gleichzeitig entschloß nun doch an die Niederschrift und Publikation seines längst geplanten Werkes *Über die Entstehung der Arten* zu gehen. Schon 1 Jahr später erschien das Werk auf dem Londoner Büchermarkt: Wallace hatte die Rinde aus Ängstlichkeit und Übervorsicht, hinter der Darwin das Feuer seines Geistes seit bald 20 Jahren verschloß, mit seiner Bombe gesprengt, das Magma floß aus, und als Wallace 1862 zurückkehrte, hatte Darwins Name schon beinahe Weltruhm erreicht. Er gesellte sich dem Freundeskreis zu, der sich um den Landsmann geschart hatte, half, als die Angriffe hageldicht kamen, mit Huxley jenem die Stange halten, schrieb sein mehrbändiges Werk über den Malayischen Archipel, steuerte darin allerhand wertvolles Material zur

Abstammungslehre bei, bemühte sich aber nicht weiter um den Innenausbau der Deszendenztheorie. Später begab er sich tief in die Politik hinein, geriet in den nationalphilosophischen und kulturpolitischen Ideenkreis John Stuart Mills und schloß sich mit Leidenschaft den Bodenreformern an, wurde zuletzt Vorsitzender ihrer Gesellschaft. Auch der Spiritismus begann ihn stark zu interessieren, und er redete zuweilen der Wahrscheinlichkeit vom Bestand übersinnlicher Welten und der Möglichkeit ihrer lebendigen Einflußnahme auf das Geschehen hienieden ein kräftiges, unbekümmertes Wort. In Deutschland hat man ihm das vielfach sehr übel genommen, es haben ihn namentlich sehr viel kleinere Geister aus dem Haeckelschen Außenkreis als unkritischen, denkschwachen Kopf hinzustellen versucht; es sah so aus, als käme ihnen die Parteigängerschaft, die der alternde Wallace mit den Leuten der *Society for Psychical Research* pflegte, gerade recht zur Abschwächung der ihnen so fatalen Tatsache, daß außer Darwin noch ein zweiter *belangloser* Naturforscher auf die Idee von der natürlichen Zuchtwahllehre gekommen war. In Wirklichkeit ist Wallace nur ein sehr viel ruheloserer, temperamentvollerer, sucherischerer und (daß ich es sage) tieferer Kopf gewesen als Darwin; er hatte starke philosophische und künstlerische, vor allem aber auch praktische Neigungen und war nicht imstande eben nur Gelehrter zu sein. Er hatte kein ängstliches Zauderherz wie der beinahe ewig kränkliche Darwin, sondern war ein heißer, fiebriger Mensch, der mit seiner hungrigen Seele vom Agnostizismus durch alle Weltanschauungen bis zum Spiritismus gelaufen ist und bei noch längerem Leben sich vielleicht auch hierbei nicht hätte begnügen können. Wir wollen einseitigen deutschen Aufklärern gern den Adler lassen, den sie in Darwin verehren, aber nicht zugeben, daß dem Lämmergeier Wallace, nachdem er tot ist, das Gefieder vollends ausgerupft werden darf.

× Isolierte Ge- Professor Alexis Carrel,
webe Nobelpreisträger, Meister-
chirurg, Gewebezüchter und

biologischer Hexenmeister schlechthin, teilt in einer Arbeit *Neue Untersuchungen über das selbständige Leben der Gewebe und Organe in der Berliner Klinischen Wochenschrift* mit, daß es ihm gelungen sei Bindegewebszellen aus dem Herzen eines Hühnerembryos, das

im Januar 1912 dem Körper entnommen worden war, auf einem mit Gewebesaft versetzten Blutplasmanährboden 15 Monate lebend, teilungsfähig und wachstumsfähig zu erhalten. Bei Abschluß der Arbeit lebte das explantierte Gewebe noch immer. Gleich nach der Entnahme aus dem Körper vermehrte sich das Zellenklümpchen in seiner Nährkammer derart, daß nach 12 Wochen schon 20 neue Kulturen vorhanden waren. Durch Infektion (sie stellt sich leicht ein, weil die Zuchtkeime jeden dritten Tag ausgewaschen und auf frische Nährböden umgebettet werden müssen) gingen bis Ende September alle Kulturen bis auf eine verloren. Diese eine gedieh aber so vortrefflich weiter, daß im Januar 1913 der Bestand abermals auf 30 Kulturen gewachsen war. Noch im 15. Monat war die Lebenskraft der Gewebehäufchen so ungeschwächt, daß winzige Fetzen davon, auf Plasma verimpft, sich in 5 bis 6 Tagen um das 30- bis 40fache ihres Volumens vergrößerten. Damit scheint tatsächlich der Beweis erbracht, daß sich die Bindegewebelemente des embryonalen Warmblüterkörpers wie Bakterien und Hefen in Reinkultur züchten lassen, und daß bei geeigneter Behandlung die Virulenz dieser Zellenstaatrümmer ganz unwahrscheinlich lang anhält, fast zu lang, als daß durch solche Kunde das aufgescheuchte Gedankenwerk nicht zu abenteuerlichen Phantasieflügen ermuntert werden sollte, und man nicht sich selbst mit einem jäh herausgestoßenen Herr, führe uns nicht in Versuchung! unterbrechen und im Gleitflug zur Wirklichkeit heimbefördern muß.

× **Kurze Chronik** In Großlichterfelde ist im Alter von 56 Jahren Henry Potonié, Professor an der Berliner Bergakademie, Landesgeologe und Privatdozent für Paläobotanik an der Berliner Universität, gestorben. Unter seinen Schriften, die sich auf den verschiedensten botanischen und geologischen Gebieten sehr gewandt bewegen, dürfte sein Lehrbuch der Pflanzenpaläontologie die wertvollste Hinterlassenschaft sein. Als langjähriger Chefredakteur der *Naturwissenschaftlichen Wochenschrift* beschäftigte er sich auch gern mit den allgemeineren Problemen der naturkundlichen Unterrichtsordnung und mit naturphilosophischen Fragen, doch kann man nicht sagen, daß ihm trotz tüchtiger Schreibkunst ein besonders tiefer philosophischer

Blick eigen gewesen sei. Noch vor nicht langer Zeit las ich mit Verdruß eine Betrachtung, worin mit untauglichen Mitteln der Versuch zur Rettung des psychophysischen Parallelismus unternommen war. Der Ruhm, daß er an vielen Fragen, an denen etatsmäßige Professoren vorbeischieben, lebhaften Anteil nahm, wird ihm immer gebühren. × Das Direktorium des Forschungsinstituts für Biologie, das die *Kaiser Wilhelm-Gesellschaft* in Dahlem errichtet, ist nun endgültig zusammengesetzt. Die Oberleitung erhält Professor Dr. Carl Correns, bisher Direktor des botanischen Instituts in Münster. 2. Direktor wird der Zoologe Professor Spemann (Rostock). Als Leiter der Abteilung für experimentelle Vererbungs-forschung wurde Professor Richard Goldschmidt (München) berufen, die Protistenkunde wird Professor Hartmann vom Berliner Institut für Infektionskrankheiten und die Zellphysiologie Dr. Warburg vertreten. × Der geistvolle französische Urmenschenforscher M. Boule hat seine an Schädelausgüssen des Menschen vom La Chapelle-aux-Saints angestellten Untersuchungen über das Gehirn des Neandertalmenschen mit einem Aufsatz in den *Annales de Paléontologie* nunmehr abgeschlossen. Er kommt auf Grund einer sehr peinlichen Analyse der Schädeleindrücke des Großhirnmantels und der übrigen topographischen Merkmale zu dem Ergebnis, daß trotz erstaunlicher Geräumigkeit der Hirnkapsel dieser Menschen Schlag nur eine rudimentäre Intelligenz besessen haben könne. Nach dem Bau des Rolando müsse die Sprache sehr unentwickelt gewesen sein, während die ganz neuzeitliche Asymmetrie der Gehirnhälften auf Rechtshändigkeit schließen läßt. × Der Berliner Geologe Egon Fr. Kirschstein hat im Innern Deutsch Ostafrikas zwischen dem Tanganjikaplateau und dem Hochland von Unjika einen neuen Volksstamm aufgefunden, die Wassimansaleute. Es soll der Rest eines uralten Jägervolks sein, das sich heute mit dem ackerbautreibenden Wanjamangastamm schon fast vollständig vermischt hat. × Krall, der Besitzer und Lehrmeister der *denkenden Pferde* von Elberfeld, ist nun auch unter die Zeitschriftenherausgeber gegangen. Das um einen wahren Liebhaberpreis angebotene Blatt heißt *Tierseele* /Bonn, Eisele/, nennt sich im Untertitel *Zeitschrift für vergleichende Tierseelenkunde*, kündigt unter anderem als

besondere Pikanterie eine Reihe von »psychologischen Skizzen« über die Kritiker des Krallschen Buches an, wird eine ständige Rubrik *Aus der Kumpelkammer der Wissenschaft* führen, was sehr nützlich sein, den Satzfehlerteufel hoffentlich aber nicht dazu verführen wird diese Abteilungsüberschrift gelegentlich auf der ersten Seite schon anzubringen, denn da sollen doch außer Krall, der gleich 15 Arbeiten annonciert, auch Leute zu Wort kommen, vor deren Namen ein Professortitel steht und Männer wie Aelianus [um 100 nach Christus], Descartes, Plutarch, Schiller, Grimm usw. sich vernehmen lassen. Der Chroniqueur ist gespannt.

× **Literatur** ×
 Unter der geistigen Führung von Graf Karl von Klinckowstroem und Dr. Franz Strunz hat im Verlag von Eugen Diederichs in Jena eine Kulturbibliothek zu erscheinen begonnen, die unserm Bildungsschatz die *Klassiker der Naturwissenschaft und Technik* einverleiben und auch dem Laien die Möglichkeit bieten will »den Zusammenhang aller Naturwissenschaften und ihre Verbindung mit anderen Geisteswissenschaften zu überschauen«. Im Gegensatz zu einer ähnlich lautenden Sammlung Ostwalds soll es sich nicht um Einzelausgaben älterer Naturforscherwerke handeln sondern um eine Bücherreihe, in deren Bänden jeder Autor durch eine bewußte Auswahl aus seinen Werken zu Wort kommt; Einführungen und Anmerkungen sollen den Originaltext ergänzen, doch so, daß die Herausgeberarbeit von Band zu Band mit jener Freiheit am Stoff waltet, die dem Zweck das verflossene Werk zum lebenswirkenden Bildungsbesitz der Gegenwartswelt zu machen am besten entspricht. Die Sammlung beginnt mit einer Schrift von H. Th. Horwitz (Wien) *Primitive und exotische Technik*, sie schließt mit dem Band von Georg Friedrich Kühner (Eisenach) *Lamarck: Seine Persönlichkeit und die Lehre vom Leben*. Der letzte Band ist zuerst erschienen. Auf gutem Papier gedruckt und aufs geschmackvollste ausgestattet, mit dem Tardieuschen, so überaus lebendigen Lamarckporträt geschmückt, ist er gleich vom ersten Satz an wunderbar reizvoll, weil hier ein »Nichtfachmann« in die Lage kommt gleich über »6 Fächer eines großen Gelehrten sprechen zu müssen, die auch dann nicht dem Zweck des Buches ent-

sprechend dargestellt wären, hätte jedes einzelne einen führenden Fachmann als Berater gefunden«. Denn was erstrebt wurde, ist nicht hochnotpeinliche Naturphilologenarbeit, sondern »Zusammenfassung des ganzen Menschen in einem Bewußtsein«, weil sich nur auf solchem Weg eine Totalwirkung für den Leser ergeben kann. Diese schwere Aufgabe scheint in der Tat mit solch konzentrierter Kraft und geistiger Anmut gelöst zu sein, daß die sonst in deutscher Sprache vorhandenen, immer nur beiläufigen und doch mit den Anmaßlichkeiten des kritischen Biographentums auftretenden Lamarckschriftwerke neben der Leistung Kühners vollkommen verblassen. Ich weiß nicht, welchen der 12 Essays, in die das Buch zerfällt, ich besonders hervorheben soll, darf aber sagen, daß mir die über die Entwicklungslehre, die vergleichende Psychologie und der letzte über Weltanschauung und Persönlichkeit ganz besonders gefallen haben, weil die hier zu Saft gekelterten und dem Leben zurückgegebenen Gedanken am tiefsten in unsere Zeit hinüberzuwirken berufen sind. Das Buch sei jedem, der an edler Schreibweise und von innen heraus glühender Darstellungskunst einer wertvollen Sache Genuß finden kann, aufs beste empfohlen. Halten die künftigen Bände, was dieser gab, so werden Herausgeber und Verlag bei den Stillen im Land sich so viele Steine ins Brett setzen, daß mit Zuversicht an die Inangriffnahme einer zweiten Serie herangetreten werden kann. × Das berühmte Werk Anton Kerner von Marilauns *Pflanzenleben* hat in 3. Auflage und neuer Bearbeitung von Professor Adolf Hansen (Gießen) zu erscheinen begonnen /Leipzig, *Bibliographisches Institut*/. Man kann sagen, daß die gesamte pflanzenbiologische Literatur, die seit 1890 aufgelegt wurde, und zwar nicht nur die popularisierende, von diesem Mann abhängig ist. Man hat von ihm sich nicht nur den Blick richten lassen sondern, soweit literarischer Geist an guten Vorbildern sich zu bilden vermag, auch die Darstellungskunst gelernt, und wie man, ohne romanhaft zu werden, seine Beobachtungen frei und lebendig niederschreibe. Sehr schön und geschmackvoll hat sich auch der neue Bearbeiter in Kerners Stil hineingefunden. Die Zeit hatte eben doch da und dort gewisse Abschnitte veralten lassen, es mußte ihnen ein neuer Inhalt gegeben werden, doch so, daß die Erörterung in

der Form nicht aus dem Originalgefüge herausfiel. Hansen hat sich sowohl der fachlichen wie der schriftstellerischen Aufgabe mit Glück und Selbstverleugnung entledigt. Es fiel mir nur auf, daß er in der Vorrede den Geist Darwins über dem Kernerschen Werk gleichsam als Patronatsherr dieser besondern Art von Naturerfassen heraufbeschwört und versichert, daß Kerner »ein wahrer Naturforscher, kein Naturphilosoph« gewesen sei. Mir ist Kerner seiner geistigen Haltung nach immer als näher verwandt zu Lamarck als zu Darwin erschienen, es hätte auch auf dem Boden einer ganz unphilosophischen Seele das Material sich niemals von solcher Geschlossenheit zusammengefunden wie es hier geschah. Vielleicht wollte der Herausgeber mit dem »kein Naturphilosoph« die Persönlichkeit Kerners aber nur recht scharf gegen allerhand modernere Apostaten wie Francé usw. abgrenzen. Dann hatte er gedanklich recht; aber warum denn nicht geradeheraus mit der Sprache? × In Darwins Werken, das ist die leitende Vorstellung des Privatdozenten Dr. Paul Kammerer (Wien) in seinem Buch *Genossenschaften von Lebewesen auf Grund gegenseitiger Vorteile* / Stuttgart, Strecker & Schröder/, fehle ein Band, der sich mit der gegenseitigen Hilfe als einem biologischen Grundprinzip ebenso gründlich auseinandersetze wie die *Entstehung der Arten* mit dem Prinzip vom Kampf aller gegen alle dies tut. Man will, etwas übertrieben gesagt, beweisen, daß die Natur nicht so unmoralisch ist den Kampf allein als treibenden Entwicklungsfaktor zu benutzen, sondern daß sie sich zur Förderung des Aufstiegs auch der gegenseitigen Hilfe bediene, so daß unsere ganze humane Werkstätigkeit und unser zuweilen als ungünstig für die Rassenveredelung empfundenen soziales Fürsorgeschaffen gleichsam nicht mehr nur aus menschlicher Ethik heraus gerechtfertigt zu werden braucht; unsere neuzeitlichen Moralprinzipien haben, so wird hier verkündet, ihr Vorbild schon in der menschenfremden Natur, sind darum sicher vortrefflich und bedürfen durchaus nicht der logischen Begründung durch eine philosophische Ethik. So wird in diesen Kundgebungen an Naturvergottung das Äußerste geleistet, was seit einem halben Jahrhundert lächerlicher Neuroseuismus ausgeheckt hat. Man wird davon noch zu reden haben, aber nicht hier, wo an

diese kurzen Bemerkungen über die Tendenz des Kammererschen Buches nur noch die andere zu knüpfen ist, daß der Verfasser wohl nur darum zu der Meinung kommen konnte, sein Buch sei die erste zusammenfassende Darstellung, die das Gesamtgebiet der Symbiose in verhältnismäßiger Ausführlichkeit behandelt«, weil er Kraepelins vortreffliche schon 1905 publizierte Schrift *Die Beziehungen der Tiere zu einander und zur Pflanzenwelt* ganz übersehen hat. Ich habe noch anzuzeigen, daß von Paul Kammerer außerdem ein Büchlein *Bestimmung und Vererbung des Geschlechts bei Pflanze, Tier und Mensch* Leipzig, Thomas/ herausgekommen ist, dessen Titel den Inhalt ja genugsam verrät. Das wissenschaftliche Material ist sehr gewissenhaft zusammengetragen, aber in etwas trockener, allzu enzyklopädistischer Form serviert, weil es, wie mir scheint, vom Geist vorher nicht genügend abgebaut, assimiliert und wie im Kampf niedergeworfen wurde.

KUNST

Bühnenkunst / Adolf Behne

Berlin: *Deut.-Das Deutsche Künstlertheater* brachte uns Neueinstudierungen von *Hanneles Himmelfahrt* und vom *Zerbrochenen Krug*.

Hanneles Himmelfahrt hatte Rudolf Rittner inszeniert und zu einer sehr anständigen und eindringlichen Aufführung gebracht. Es verdient auf alle Fälle die freudigste Anerkennung, daß im *Deutschen Künstlertheater* ohne alle Mätzchen und ohne alle Ausstattungseffekte gearbeitet wird, daß der Ehrgeiz dieser Bühne auf die reine Ausarbeitung des seelischen Gehalts gerichtet bleibt, trotz der so anders gerichteten Neigung des Publikums, das sich lieber der Buntheit einer mehr dekorativen als seelischen Inszenierung zuwendet. Nichts vermag ja die Bedeutung eines Otto Brahm besser zu illustrieren als die Tatsache, daß er es verstanden hat ein großes Publikum zum dankbaren Mitgehen mit einer ganz innerlichen und künstlerisch-strengen Bühnenkunst zu erziehen. Nun aber, unmittelbar nach Otto Brahms Tod, scheint diese Teilnahme des Publikums auch schon erloschen zu sein. Die denkwürdige Aufführung des *Tell* fand vor leeren Bänken statt, und auch der zweite Abend des *Deutschen Künstlertheaters* fand nicht

die Teilnahme, die ihm gebührte. Freilich glaube ich, daß die Aufführung des *Hannele* die ideale Aufführung noch nicht war. Ist es denn wirklich nicht möglich für die wundervollen Verse der lichten Engel Sprecherinnen zu finden, die diese Kleinodien deutscher Sprachkunst in ihrem vollen Glanz leuchten lassen können? Die Aufführung war unantastbar in allem Realen, aber für die Schönheit der Träume brachte sie nicht ganz den innerlichen Schwung auf. Auch die Darsteller waren im allgemeinen nicht mehr als tüchtig und anständig, auch Annalise Wagners *Hannele* nicht. Am ehesten ragte der Lehrer Gottwald, den Theodor Loos edel und einfach sprach, aus dem Übrigen heraus. Den *Zerbrochenen Krug* hatte Gerhart Hauptmann einstudiert. Auch diesmal bewies sich Hauptmann als ein Regisseur von seltenem Rang. Eine wundervolle Fülle und Lebendigkeit, eine brillante Steigerung, eine famose Herausarbeitung der Charaktere. Und die wertvollen Kräfte des Ensembles, eines Ensembles, wie es gewiß nicht oft zusammen war, glänzten und leuchteten wie nur bei seltenen Gelegenheiten. Daß Hauptmann diese Kraft hat seine Spieler anzuregen und das Beste aus ihnen herauszuholen, ist der gültige Beweis für seine Qualitäten als Regisseur. Jacob Tiedtke war als Adam unglücklich wirksam, vielleicht um eine kleine Nuance zu lächerlich, Marr war ein vorzüglicher Ruprecht, Senta Söneland eine herrlich frische und rabiate Marthe. Besonders lobenswert aber fand ich den Gerichtsrat Walter Paul Paschens, der in jedem einzelnen Zug vorbildlich war.

×
Berlin: Kleines Theater Das *Kleine Theater*, nunmehr unter der Direktion Dr. George Altmans, brachte zunächst 3 Einakter (*Der Barbier von Berriac* von Max Mell, *In Ewigkeit Amen* von Anton Wildgans und *Paul und Paula* von Herbert Eulenberg); dann kam Eulenberg mit seiner schillerpreisgekrönten *Belinde* zur Darstellung. Ich kann weder der Auswahl der Stücke noch der Regie noch der Darstellung zustimmen. Weder Max Mell noch Anton Wildgans ist ein Dichter. Und Eulenberg? Seine Stücke und im besondern seine *Belinde* findet man auf dem Spielplan der deutschen Theater jetzt so häufig, daß der Verfasser einer Rundschau für Bühnenkunst nicht achtlos daran vorübergehen kann. *Paul und*

Paula, ein anspruchsloses Gelegenheitswerk, war wegen seiner sympathischen Menschlichkeit am Eröffnungabend des *Kleinen Theaters* das weitaus erfreulichste der 3 Stücke. Aber daß die *Belinde* die deutschen Bühnen beherrschen kann, ist betäubend. Alle Tragik dieses edlen und gekrönten Werkes wirkt von der Bühne herab mit der Komik unfreiwilliger Witze. Allerdings war die Darstellung des *Kleinen Theaters* recht schwach und matt, aber an ihr lag die Schuld für das künstlerische Versagen der guten *Belinde* wirklich nicht. Das Stück erntete begeisterten Beifall bei dem ersten Jubiläum, bei dem ich es sah. Weiter habe ich als Chronist der Bühnenkunst nichts zu dem Fall zu sagen.

Was die Schauspieler des *Kleinen Theaters* angeht, nur so viel, daß Ludwig Hartau, der einmal etwas versprach, mehr und mehr der Manier anheimfällt, und daß Luppü Pick in der Rolle des Untersuchungsrichters (Wildgans) ebenso gut war wie als Hyazinth, nach Eulenbergs Anweisung ein »Mensch von letztem Adel«, unerträglich. Von einer Regie habe ich nichts bemerkt.

×
Moissifilm Von den Schauspielern, die in letzter Zeit für den Film gespielt haben, scheint mir Moissi für die besondere Aufgabe des Kinodramas am meisten mitzubringen. Ich sah ihn als Bajazzo in einer von Adolf Paul ersonnenen *Commedia dell' arte*, die den Titel *Das schwarze Los* führt und von der *Deutschen Bioskopgesellschaft* aufgenommen wurde. Von Anfang an fesselte Moissi durch sein leichtes und reiches Spiel. An einigen Stellen aber wirkte er hinreißend und ergreifend: wenn er Colombine sehnsuchtstoll umschmeichelt, und wenn er nach dem tödlichen Dolchstoß des Nebenbuhlers zusammenbricht. Da hat Moissi eine so unerhörte Ausdruckskraft der Bewegung wie man sie kaum je gesehen hat. Die Frage, ob der Film überhaupt künstlerischen Wert haben und künstlerischen Genuß auslösen könne, war zumindest hier sehr deutlich beantwortet. Freilich, nicht jeder Schauspieler verfügt über die mimische Genialität Moissis, und daß es auf diese in allererster Linie ankommt, hat gerade dieser Film bewiesen. Auch die anderen Spieler waren vortrefflich: Biersfeldt, Gottowt (der auch die Regie sehr gut geführt hatte) und Johanna Terwin. Aber die Freude, die man an ihrem

Spiel hatte, war, glaube ich, doch nicht eigentlich als künstlerische Freude zu bezeichnen. Bei ihnen freute man sich, daß sie die Geschehnisse erkennen ließen, daß sie lustig oder geschmackvoll aussahen, bei ihnen überwog doch wohl das inhaltliche Interesse das Interesse am Ausdruck. Aber bei Moissi empfand man eine ganz unzweifelhafte Freude künstlerischer Art. Übrigens möchte ich das *Schwarze Los* überhaupt als einen der allerbesten Filme der letzten Zeit nennen. Ich habe wenigstens nicht allzu viele Filme gesehen, die so absolut frei von störenden Geschmacklosigkeiten und Entgleisungen waren.

× **Cabaretkunst** Die famose Marthe Rull des Sozietätstheaters Senta Söneland entpuppt sich im *Lindencabaret* als eine komische Figur von enthusiastischer Wirkung. Sie hat manches mit der Claire Waldoff gemeinsam, die neben ihr im selben Cabaret auftritt und schon länger zu dessen Größen gerechnet wird. Der dritte im Bunde ist dort Werner Goldmann, der durch die einfache Originalität seiner Komik unvergeßlich wird. Es ist wirklich eine Tat an einem Cabaretabend 3 Persönlichkeiten von diesem Range vorzustellen. Die Waldoff wie die Söneland stellen mit prachtvoller Resoluthet die *echte Berliner Pflanze* vor uns hin. Aber während die Söneland mit dem Temperament eines losgelassenen Teufels und mit geradezu berserkerhafter Laune ihrem karikaturistischen Genie die Zügel schießen läßt, holt die Waldoff, ruhiger und mit gelassener Vergnügtheit, das Sentimentale der Berliner Pflanze heraus. Wenn sie die schmalzigen Liebeslieder einer Berliner Köchin singt, und auf ihr köstlich-verwegenes Gesicht der gefühlvolle Ausdruck der Innigkeit und Herzensreinheit tritt, ist Claire Waldoff wundervoll. Die Stärke Werner Goldmanns liegt in seiner glänzenden Mimik. Als Gespenst ist er, wenn er auf das Klavier klettert, in seiner Schauerbalade von seltsamer Ausdruckskraft. Da trifft er eine Mischung von Ulk und wirklichem Spuk, die sonderbar packt.

× **KurzeChronik** Der Generalintendant des Schweriner Hoftheaters Freiherr von Ledebur ist gestorben. × Ein neuer vom Bildhauer Sandor Jaray gegründeter Verein *Das Theater der 500* begann

seine Tätigkeit an der Neuen Wiener Bühne mit der Aufführung der Tragödie *Medusa* von Hans Kyser. × Unter dem Namen *Anhaltische Theaterbetriebsgesellschaft* wurde ein Städtebundtheater für Anhalt gegründet. Aufführungen werden in Bernburg, Köthen, Staßfurt, Leopoldshall und Aschersleben stattfinden. × In Köln fand eine Versammlung des Verbands der rheinisch-westfälischen Bühnenleiter statt. Es wurde beschlossen mit hervorragenden Künstlern gemeinsame Gastspiele an den Verbandsbühnen herbeizuführen. × Gerhart Hauptmanns *Biberpelz* erlebte im *Deutschen Künstlertheater* die 200. Aufführung mit Sauer als Wehrhahn und Else Lehmann als Waschfrau Wolff. × Am 16. und 19. April 1914 sollen im griechischen Theater von Syrakus Aufführungen des *Agamemnon* von Aischylos stattfinden. × Das Stadttheater in Bremerhaven führte am 18. Oktober Klopstocks *Hermannsschlacht* in einer Bearbeitung von Gustav Burchard auf. × Das von Karl Emil Franzos entzifferte und bearbeitete Fragment *Wozzek* wurde zur Bühnerfeier am Münchener königlichen Residenztheater zum erstenmal aufgeführt. Voraus ging eine Aufführung von *Dantons Tod*. In Zürich beging das Stadttheater den 100. Geburtstag Georg Büchners mit einer Aufführung von *Dantons Tod*. Auch das Düsseldorfer Schauspielhaus feierte den Geburtstag mit einer Aufführung des selben Dramas. × Im großen Festsaal der Dalcrozischen Bildungsanstalten in Hellerau bei Dresden wurde Paul Claudels Mysterium *Verkündigung* unter der Regie des Dichters zur Aufführung gebracht. × Das neue Drama Georg Hirschfelds *Der Überwinder* wurde im Nürnberger Stadttheater aufgeführt. × *Tantris der Narr* von Ernst Hardt wurde in Prag in tschechischer Übersetzung aufgeführt. *Schirin und Gertraude*, ein Scherzspiel von Ernst Hardt, gelangte am Hamburger *Deutschen Schauspielhaus* zur Uraufführung. × Dort fand auch die Uraufführung von Carl Hauptmanns Drama *Die lange Jule* statt. Im Dresdener königlichen Schauspielhaus wurden Carl Hauptmanns *Besenbinder* aufgeführt. × Im *Residenztheater* zu Dresden wurde für die *Literarische Gesellschaft* *Das Korallenkettlin* von Franz Dülberg durch das Ensemble des Berliner *Kleinen Theaters*, inszeniert von George

Altman, aufgeführt. × Die Münchener *Kammerspiele* brachten das Drama John Galsworthys *Justiz* heraus. Das Drama wurde auch in Wien an der *Volksbühne* aufgeführt. × Das *Mahl der Spötter* von Sam Benelli ging am Frankfurter Schauspielhaus in der Übersetzung von Hans Barth (Rom) in Szene. × Im Münchener Schauspielhaus wurde Paul Apels Tragödie *Gertrud* unter der Regie des Dichters aufgeführt. × Das *Alberttheater* in Dresden brachte die Erstaufführung von Felix Saltens Komödie *Das stärkere Band*. × In München gelangte Melchior Lengyels *Tante Rosa* im Schauspielhaus zur deutschen Uraufführung. × Das *Deutsche Volkstheater* in Wien führte die Komödie *Geldzauber* von Otto Soyka auf. × Im Schauspielhaus zu Frankfurt am Main fand im Zusammenhang mit Moissis Gastspiel die Uraufführung von Leo Greiners Schauspiel *Arbaces* und *Panthea* statt. × Im Leipziger Schauspielhaus kam Bojers *Maria Walewska* zur Uraufführung. × Am Wiener *Deutschen Volkstheater* gelangte Henry Bernsteins Schauspiel *Das Geheimnis* zur Aufführung. Das *Neue Theater* in Frankfurt am Main brachte Bernsteins *Angriff* heraus. × Zum selbständigen künstlerischen Leiter der *Neuen Freien Volksbühne* in deren neuem Theater am Bülowplatz ist der langjährige Oberregisseur des *Lessingtheaters* Emil Lessing gewählt worden. × Anlässlich seines 70. Geburtstags wurde Hans Pagay zum Ehrenmitglied des *Deutschen Theaters* ernannt. × Das Münchener *Mariennettentheater* gastierte bei Keller & Reiner in Berlin. Es brachte Maeterlincks *Tod des Tintagiles*, die wunderhübsche kleine Oper Adams *Die Nürnberger Puppe* und die alte Puppenkomödie *Das lasterhafte Leben und erschrockliche Ende des weltberühmten jedermänniglich bekannten Ertzzaubers Doctoris Johannes Fausti*. In den Räumen der Berliner *Urania* ist das Filmarchiv für Lehr- und Unterrichtszwecke eröffnet worden. Es umfaßt eine bedeutende Sammlung von wissenschaftlich wertvollen Films. Jedem Oberlehrer mit einer beliebigen Anzahl Schüler können zuvor bezeichnete Films vorgeführt werden. Außerdem werden für Schüler leichtverständliche wissenschaftliche Vorträge, die sich den Unterrichtspensen anschließen, von Oberlehrern veranstaltet

werden, wobei das bewegte wie auch das stehende Lichtbild zur Illustrierung des Vortrags herangezogen werden sollen. Die Leitung des Archivs liegt in den Händen des Direktors Goerke von der *Urania*, ferner eines tüchtigen technischen Fachmanns, zweier Oberlehrer und zweier Volksschullehrer.

× **Literatur** Zwei der markantesten und stärksten Theaterleiter unserer Zeit werden in Büchern des Verlags S. Fischer in Berlin lebendig: Burckhard und Brahm. Jene hat sein Freund Hermann Bahr ein Erinnerungsbuch gewidmet (*Erinnerung an Burckhard*), diesem hat sein Mitkämpfer Paul Schlenther aus den gesammelten Kritiken und Zeitungsberichten ein Denkmal gesetzt (Otto Brahm *Kritische Schriften über Drama und Theater*, herausgegeben von Paul Schlenther). Bahrs Schrift über Max Burckhard ist gewiß ganz interessant, aber leider in einer überaus saloppen Sprache abgefaßt. Bahr fühlt sich offenbar so sicher seines *gesunden Menschenverstandes*, daß er die Grenze zur Banalität nicht mehr streng ziehen zu müssen glaubte. Auch die Schilderung der eigentlichen Direktortätigkeit Burckhards ist leider im Anekdotischen stecken geblieben. × Dagegen sind die *Kritischen Schriften* Otto Brahms ein überaus anziehendes und wertvolles Buch. Man muß Paul Schlenther für diese Gabe, in der er selbst so völlig zurücktritt, sehr dankbar sein. Wer Brahm wirklich kennen lernen will, kann an dem Buch unmöglich vorbeigehen. Es ist ganz verblüffend, wie Brahm vom Beginn seiner Kritikertätigkeit an das Ziel schon vollkommen klar vor Augen hat. Vieles von dem, was der junge Kritiker der *Vossischen Zeitung* schrieb, klingt schon so, als ob der Direktor des *Lessingtheaters* es sagte. Selbst in der Besprechung der Wildenbruchschen *Karolinger* /1881/, die den Anfang der von Schlenther ausgewählten Studien bildet, und die uns heute überraschend warm und zustimmend erscheinen mag, tritt der Otto Brahm, den wir kennen, doch schon deutlich hervor. Und die Würdigung der Meininger ist vollends modern. Dann bringt die Aufsatzreihe über das *Deutsche Theater* L'Arranges, besonders das Vorwort vom 29. September 1883, das klare Programm von Brahms eigenem Wirken. Schon von der ersten Zeile an, die er schrieb, wendet sich Brahm be-

wußt und unnachichtig gegen alles Un-
 echte und Äußerliche. Das Virtuosen-
 tum bekämpft er, wo immer er es trifft, ohne
 auf die Neigungen des Publikums die
 geringste Rücksicht zu nehmen, und
 nicht minder bekämpft er das Hervor-
 treten einzelner aus dem Ganzen, das
 Überwuchern des dekorativen Aufwan-
 des, das Abweichen vom Wort des
 Dichters. In der Form bleibt Brahm fast
 immer konziliant und zurückhaltend,
 und in der Art, wie er niemals und nir-
 gends geistreichen Wirkungen zuliebe
 unsachlich oder feuilletonistisch wird,
 ist Otto Brahm schlechthin das Muster
 eines Theaterkritikers. × Vom *Deut-
 schen Theateradreßbuch* er-
 schien der 3. Jahrgang (1913-1914)
 /Berlin, Oesterheld/. Man darf wohl
 ohne Übertreibung sagen, daß der 1200
 Seiten starke und doch handliche Band
 so ziemlich alles enthält, was für den
 Interesse bietet, der, in welcher Weise
 auch immer, mit dem Theater zu tun
 hat. Wir finden ein Verzeichnis der
 Theatervereine, der Zeitschriften, der
 Vertriebsanstalten, der Uraufführungen,
 der freierwerbenden Dramatiker, der Büh-
 nenschriftsteller usw. Der Hauptnach-
 druck liegt indessen auf dem ganzen
 Verzeichnis der augenblicklichen Zu-
 sammensetzung des deutschen Bühnen-
 personals. Hier sind rund 35 000 Namen
 verzeichnet und durch Register im Hand-
 umdrehen auffindbar gemacht. Das Ur-
 teil über ein solches Werk hängt natür-
 lich davon ab, ob es wirklich zuverlässig
 und genau ist. Soweit ich nun Stichpro-
 ben gemacht habe, fand ich das Buch
 vollkommen auf der Höhe. Vielleicht
 ließe sich das Prinzip bei den Theatern
 stets auch den Architekten und die Ent-
 stehungszeit des Baus zu nennen noch
 strenger durchführen. Besonders die
 kleineren Theater, bei denen auf ein
 größeres verwiesen wird, sind diesmal
 in dieser Beziehung etwas stiefmütter-
 lich bedacht. Zum Beispiel von dem ent-
 zückenden Theater in Ballenstedt wüßte
 man gern den Baumeister. Das wäre ja
 durch eine Anfrage für die Redakteure
 des Adreßbuchs in allen Fällen leicht
 zu erfahren.

KULTUR

Technik / Heinrich Lux

Hochfenschlacken Die Verwertung der Ab-
 fallprodukte ist für eine
 ganze Reihe von Industrie-
 zweigen von allergrößter Wichtigkeit.
 Häufig wird ein Industriezweig über-

haupt erst lukrativ, wenn es gelingt die
 Nebenprodukte nutzbar zu machen. Aus-
 gezeichnete Beispiele hierfür sind die
 Leuchtgasfabrikation und das Thomas-
 Martin-Stahlbereitungsverfahren. Da-
 neben gibt es zahlreiche Produktions-
 gebiete, bei denen die Abfallstoffe in so
 großen Mengen auftreten, daß allein ihre
 Beseitigung erhebliche Schwierigkeiten
 bereitet. Hierzu gehört in erster Linie
 die Roheisenerzeugung. Bei der Eisen-
 erzeugung im Hochofen treten die
 Schlacken in ungeheuren Mengen auf.
 Man schätzt ihre Menge auf rund 141
 Millionen Tonnen im Jahr, in Deutsch-
 land allein auf zirka 30 Millionen Ton-
 nen. Zur Unterbringung dieser Mengen
 sind ganze Landstriche erforderlich, wenn
 die Schlacken, wie dies bis in die jüngste
 Gegenwart hinein geschah, einfach auf
 die Schlackenhalde gestürzt werden. So
 beanspruchen die Schlackenhalde allein
 der Gutehoffnungshütte einen Flächen-
 raum, der größer ist als der Lieglands-
 raum. Es ist deshalb kein Wunder, daß das
 Augenmerk der Techniker seit Jahrzehnten
 bereits auf eine rationelle Verwer-
 tung der Hochofenschlacken gerichtet ist.
 Die Hochofenschlacken bestehen haupt-
 sächlich aus Kalktonerdesilikaten. Sie
 haben chemisch eine große Ähnlichkeit
 mit Vesuvian oder Basalt. Auf dieser
 chemischen Natur basieren die Versuche
 zur technischen Verwertung der
 Schlacken. Wenn flüssige Schlacken mit
 Wasser übergossen werden, so blähen
 sich einige von ihnen auf und bilden eine
 Art Bimstein. Dieser Kunstbimstein kann
 ebenso verwandt werden wie natürlicher
 Bimstein, also als Wärmeisoliermaterial
 und als Schleifmittel für Holz. Mit ge-
 spanntem Wasserdampf abgeblasen lie-
 fern manche Schlacken sogenannte
Schlackenwolle, die gleichfalls als
 Wärmeisolator Verwendung findet. Ein-
 zelne Schlacken liefern unter Zusatz von
 Quarz und Alkalien ein brauchbares
 Rohmaterial für die Flaschenfabrikation.
 Im Vergleich zu den gewaltigen
 Schlackenmengen spielen diese Verwen-
 dungsarten aber eine kaum nennenswerte
 Rolle. Auch die Verwendung der
 Schlacken zu Wegebauten vermindert die
 Schlackenhalde um kaum nennenswerte
 Beträge. Stärker schrumpfen diese schon
 zusammen, wenn die Hüttenwerke in der
 Nähe von Bergwerken liegen, wo die
 Schlacken zu Versatz der abgebauten
 Strecken benutzt werden können. Man
 verwendet hierzu entweder massive
 Schlackenblöcke oder auch granuliert
 Schlacken, die man durch Eingießen der
 flüssigen Schlacken in kaltes Wasser er

zeugt. Die feinkörnige Schlacke kann leicht nach der Methode des Spülversatzes verwandt werden.

Alle die genannten Verwendungsarten sind aber nur Notbehelfe und nicht zu vergleichen mit der technischen Verwertung der Abfallprodukte in anderen Industrien; denn in keinem Fall handelt es sich um eine der Schlackennatur angepaßte, spezifische Verwendungsart. In den letzten Jahren scheint nun auch diese gefunden zu sein, indem die Schlacken zu Ausgangsmaterial für die Zementfabrikation genommen werden. Die in beschriebener Weise granulierten Schlacke hat die Eigenschaft mit Kalkhydrat gemischt zementartig zu erhärten, so daß man unschwer Schlackenziegel in ähnlicher Weise wie die bekannten Kunststeinziegel herstellen kann. Die Schlackenziegel sind anfangs weich, erhärten aber allmählich an der Luft und werden nach einigen Wochen bereits ungemein fest und widerstandsfähig. Durch Behandlung mit gespanntem Wasserdampf kann dieser Erhärtungsvorgang beträchtlich beschleunigt werden. Da diese Schlackenziegel sehr gut durchlässig für die Luft sind, so eignen sie sich vorzüglich als Ersatz für die gewöhnlichen Tonziegel beim Bau von Wohnhäusern.

Noch wichtiger aber ist die Herstellung hydraulischer Bindemittel aus den Hochofenschlacken; und die Fabrikation von Hochofenzementen, Eisenportlandzement, Portlandzement und Puzzolanzement ist bereits zu einem recht umfangreichen Industriezweig in den Hüttengegenden geworden. Je nach der Zementart, die man erzeugen will, sind die Verfahrensarten verschieden. Hochofenzement wird in der Weise hergestellt, daß man rasch gekühlte, glasige Schlacke mit geringen Mengen von Portlandzementklinkern vermählt. Der Portlandzement spielt hierbei jedoch nur die Rolle des Erregers für die Zementbildung. Bei der Herstellung von Eisenportlandzement spielt dagegen der Portlandzement die Hauptrolle. Er wird durch Vermahlen von 70 % Portlandzementklinkern hergestellt, unter Zusatz von 30 % granulierter, glasiger Schlacke. Portlandzement wird aus Hochofenschlacken nach dem gewöhnlichen Portlandzementverfahren hergestellt, indem man rasch gekühlte granulierten Schlacke mit Kalkstein vermählt und aus der Mischung Klinkern erbrennt, die dann gemahlen werden. Die Schlacke ersetzt in diesem Fall den Mergel, den Rohstoff der gewöhnlichen

Portlandzementfabrikation. Puzzolanzement schließlich ist eine Mischung aus feingemahlener, rasch gekühlter Schlacke mit pulverförmigem, gelöschtem Kalk. Daneben kann natürlich die Schlacke auch noch als Füllmaterial bei der Betonbereitung benutzt werden; in diesem Fall verwendet man meist langsam erhärtete oder an der Luft zerfallene Schlacken.

Bei dem ungeheuren und stetig steigenden Verbrauch an hydraulischen Bindemitteln (der Betonbau gewinnt eine von Tag zu Tag steigende Bedeutung) ist zu erwarten, daß die Hochofenschlacken allmählich wirklich zu einem wertvollen Nebenprodukt der Roheisenerzeugung werden und diese nicht mehr, wie bisher, wirtschaftlich belasten, vielmehr dazu beitragen werden die Kosten der Roheisenerzeugung zu vermindern.

× Ferngesprächsaufzeichnung ×
In vielen Fällen erscheint das Aufzeichnen von Telefongesprächen wünschenswert und wichtig. Die Aufgabe ist prinzipiell einfach zu lösen, wenn nach dem Vorgang von Poulsen in die Telefonleitung ein Elektromagnet eingeschaltet wird, mit dem während der Gesprächsdauer ein gleichmäßig verschobener Stahldraht oder ein Stahlband in Berührung gebracht wird. Entsprechend der von den gesprochenen Lauten abhängigen Erregung des Elektromagneten werden die verschiedenen Stellen des Stahlbands verschieden stark magnetisch beeinflusst. Führt man nun umgekehrt das Stahlband an dem Elektromagneten vorbei, so hört man mit dem Telefon das wieder, was man vorher in den Apparat hineingesprochen hatte. Der praktisch ausgeführte Apparat zum Aufzeichnen von Telefongesprächen hat die folgende Einrichtung: In einem Gestell ist ein drehbarer Zylinder gelagert, auf dem ein dünner Stahldraht spiralförmig aufgewickelt ist. Parallel zur Achse des Zylinders ist eine Gleitstange angeordnet, auf der sich ein einen Elektromagneten tragender Arm leicht verschieben kann. Der Elektromagnet wird mit seinem Kern an den Stahldraht leicht angedrückt. Wird der Zylinder in Umdrehung versetzt, so folgt demgemäß der Elektromagnet den Spiralwindungen des Stahldrahts. Die Drahtenden des Elektromagneten stehen entweder mit den Enden einer Telefonleitung in direkter Verbindung, oder sie sind in die Wickelung eines Transformators eingeschaltet, durch dessen zweite Wickelung die

Telephonströme verlaufen. Der jeweiligen durch die Benutzung des Telefons bewirkten Beeinflussung des Elektromagneten entsprechend erfolgt auch eine jeweilige Veränderung des magnetischen Zustands in dem Stahl-draht, die umgekehrt bei Drehung des Zylinders und Berührung der entsprechend magnetisierten Stellen des Drahts durch den Elektromagneten in einem Telephon wieder zur Geltung gebracht werden kann. Soll der Stahl-draht zur neuen Aufnahme von Nachrichten bereitgemacht werden, so wird der ganze Draht gleichmäßig magnetisch behandelt, indem man in den Elektromagneten einen konstanten Gleichstrom hineinsendet und ihn an der ganzen Drahtlänge entlang laufen läßt. Bei der Benutzung von Stahlbändern werden 2 drehbare Scheiben benutzt. Das auf der einen Scheibe aufgewickelte Stahlband rollt sich bei der Inbetriebsetzung des Apparats auf der zweiten Scheibe auf. Auf diesem Weg passiert das Stahlband die Pole eines Elektromagneten, die das Stahlband entweder seitlich oder von oben und unten umschließen. Bei der Verwendung von Stahlbändern kann man auch mehrere Gespräche an den selben Stellen des Bandes festhalten, ohne daß die einzelnen magnetischen Aufzeichnungen sich gegenseitig stören. Man kommt dann auch für sehr lange Nachrichten mit relativ kurzen Stahlbändern aus.

×
Halbwatt-
lampe

× Die Ökonomie der Licht-
erzeugung ist im allgemei-
nen noch schlechter als die
Ökonomie der Dampfmaschine, denn bei
den gebräuchlichsten Lichtquellen werden
nur etwa 3 bis 4 % der zugeführten
Energie in Licht umgesetzt. Nur die
Dampflampen, insbesondere die Quarz-
lampe und die Flammenbogenlampen,
machen eine Ausnahme, da bei ihnen die
Ökonomie der Lichterzeugung bis auf
15 bis 18 % ansteigt. Bei dieser unge-
heuren Energievergeudung ist selbst ein
minimaler technischer Fortschritt von
der größten wirtschaftlichen Bedeutung.
Ein solcher Fortschritt liegt in der neu-
erfindung von der *Allgemeinen Elektri-
zitätsgesellschaft* und der Auergesell-
schaft auf den Markt gebrachten Halb-
wattlampe vor, die, ihrem Namen ent-
sprechend, rund $\frac{1}{2}$ Watt für die erzeugte
Kerze braucht, während die bisherigen
Wolframdraht- oder Wolframsfadenglüh-
lampen rund 1,1 Watt verbrauchen. Die

neue Halbwattlampe ist gleichfalls eine
elektrische Glühlampe mit Wolfram-
draht. Charakteristisch für sie ist ein
auf kleinem Raum untergebrachter
Glühdraht, der in einer engen Spirale
gewickelt ist, und die Füllung des Bal-
lons mit Stickstoff unter normalem
Druck. Seit dem Auftreten der Wolf-
ramlampen, die einen ganz wesentlichen
Fortschritt über die alten Kohlenfaden-
lampen bedeuteten, ist unausgesetzt an
deren Verbesserung, vor allem an der
Erhöhung der Ökonomie gearbeitet wor-
den. Die ersten Wolframlampen arbei-
teten mit einem spezifischen Verbrauch
von 1,3 bis 1,5 Watt für die erzeugte
Hefnerkerze. Bei der Osramlampe ging
der spezifische Verbrauch bis auf 1,1
Watt herunter, und bei den größeren
Lampentypen gelang es sogar den spezi-
fischen Verbrauch bis auf 0,8 Watt her-
unterzudrücken, ohne daß eine nennens-
werte Verkürzung der Nutzbrenndauer
eintrat. Man hätte allerdings auch bei den
bisherigen Wolframlampen die Öko-
nomie wesentlich verbessern können,
wenn man die Temperatur des Glüh-
fadens steigerte; aber hierbei hätte eine
so erhebliche Verkürzung der Lebens-
dauer mit in Kauf genommen werden
müssen, daß dieser Weg zunächst nicht
gangbar erschien war. Bei der höhern
Belastung des Metallfadens duch Strom-
wärme sublimiert nämlich (besonders
im Vakuum) das Metall sehr rasch und
bildet einen lichtschwächenden braunen
Beschlag auf den Ballonwandungen.
Bei den größeren Lampentypen, von
200 Kerzen aufwärts, half man sich da-
mit, daß man in den Lampenballon
Halogenverbindungen einbrachte, die
mit dem sublimierenden respektive ver-
dampfenden Wolfram farblose Verbin-
dungen bildeten, die sich zwar gleich-
falls auf dem Lampenballon nieder-
schlugen, aber wenigstens die Licht-
strahlung nicht behinderten. Ein wesent-
licher Fortschritt konnte aber nur dar-
auf basiert werden, daß trotz der Er-
höhung der Fadentemperatur das Ver-
dampfen des Wolframs nach Möglich-
keit beschränkt wurde. Der Faden
durfte also nicht im Vakuum sondern
mußte unter Atmosphärendruck glühen,
natürlich in einer für glühendes Wolf-
ram indifferenten Atmosphäre. Die
Anwendung eines Gases unter hohem
Druck bedingt nun aber wieder Wärme-
verluste des Fadens infolge direkter Ab-
leitung. Es ist deshalb erforderlich den
Faden bei einer höhern Temperatur als

im Vakuum glühen zu lassen, selbst wenn man nur die gleiche Ökonomie erreichen will. Damit erhob sich die Frage: Sind die mit der Anwendung eines Gases erzielten Vorteile groß genug, um die Tendenz einer verstärkten Metallverdampfung bei erhöhter Temperatur zu kompensieren? Es wurde nun gefunden, daß die Wärmeverluste infolge von Ableitung weniger rasch ansteigen als die Temperatur der Fäden. Ebenso wurde gefunden, daß die Wärmeverluste infolge der Ableitung bei dünnen Drähten ganz erheblich größer sind als bei starken. Es ist also von großer Wichtigkeit dicke Fäden zu benutzen. Praktisch kann der gleiche Effekt erzielt werden, wenn man den Faden in Form einer dünnen und sehr dicht gewickelten Spirale anwendet.

Auf Grund dieser Erwägungen ist die Halbwattlampe gebaut worden, die sich sofort nach ihrem Auftauchen ein großes Anwendungsgebiet gesichert hat, und die vor allem den Bogenlampen starke Konkurrenz macht. Für die Kleinbeleuchtung kann die Halbwattlampe allerdings noch nicht hergestellt werden; die kleinsten Lampentypen liefern nämlich mindestens 600 Kerzen. Es steht aber zu erwarten, daß es der Technik bald gelingen wird auch weniger große Einheiten zu erzeugen.

× Benzin- lagerung

Entsprechend der großen wirtschaftlichen Bedeutung, die die Verwendung von Benzin in der letzten Zeit gewonnen hat, insbesondere zum Betrieb von Automobilen, mußte der zweckmäßigen Verteilung von Benzinlagern über das ganze Land besondere Aufmerksamkeit zugewandt werden. Die Lagerung von Benzin bietet aber wegen der leichten Entflammbarkeit dieses überaus flüchtigen Kohlenwasserstoffs nicht geringe Schwierigkeiten, besonders wenn es sich um die Lagerung großer Mengen handelt; und die großen Benzinbrände im Hamburger Hafen und in Berlin an der Oberspree haben gezeigt, wie vorsichtig man bei der Lagerung von Benzin zu Werk gehen muß. Aus diesem Grund dürfte die Einrichtung des neuen Benzinlagers von 1 Million Liter Fassungsraum im Berliner Osthafen Interesse haben. Das Lager besteht aus einer größeren Zahl von Behältern zur Einzelvermietung. Sie sind 1 Meter unter dem Gelände unterirdisch gelagert; und das Benzin befindet sich darin unter dem Schutz nicht-

brennbarer Gase (Kohlendioxyd oder Stickstoff). Die ganze Anlage besteht aus einem gewaltigen Betontrug von 61 Meter Länge und 21 Meter Breite, der 36 Behälter von 20 bis 60 Kubikmeter Fassungsraum aufnimmt. Jeder Behälter besitzt 2 Dome von 40 Zentimeter Durchmesser und 20 Zentimeter Höhe, an dem sämtliche Anschlüsse angeordnet sind. Die einzelnen Behälter werden direkt aus Zisternenwagen gefüllt. Zur Entnahme des Benzins aus den unterirdischen Behältern sind innerhalb des Lagerhofs überdachte Aufbauten errichtet, die die Zapfvorrichtung in verschließbaren eisernen Behältern enthalten. Dadurch, daß bei Feuergefahr der ganze Betontrug mit nicht brennbarem Gas gefüllt werden kann, wird jeder Benzinbrand in dem Lager unmöglich gemacht.

× Abwässer- reinigung

Die Abwässer der Färbereien und Bleichereien dürfen im Interesse der Fischerei und der Anwohner nicht ohne weiteres in Flüsse und Binnenseen geleitet werden. Man ist deshalb seit langem bemüht diese Abwässer von ihren schädlichen Beimengungen zu befreien, ehe sie die Industriestätten verlassen. Die bisher benutzten Mittel haben sich jedoch nicht in allen Fällen bewährt. Von der Firma A. J. Rothschilds Söhne in Stadtoldendorf ist jetzt ein neues Verfahren ausgearbeitet worden, das einen großen Fortschritt über die älteren Verfahren darzustellen scheint. Das Verfahren besteht darin, daß man die Färberei- usw. Abwässer mit Kalk und Kiserit behandelt, durch die alle schädlichen Stoffe gebunden werden. Infolge des Kalkzusatzes werden die Abwässer aber stark alkalisch, so daß neue Unzuträglichkeiten zu befürchten sind. Um diese im Keim zu beseitigen, werden die Abwässer zunächst in einen großen Behälter von zirka 1200 Kubikmeter Inhalt geführt und dort, entsprechend ihrem Alkaligehalt, der analytisch festgestellt wird, mit Schwefelsäure versetzt. Gewöhnlich sind für 1 Kubikmeter Wasser 250 bis 1000 Gramm Schwefelsäure von 60° Baumé erforderlich. Der Reinigungsvorgang wird noch dadurch gefördert, daß man einen Luftstrom durch den Behälter sendet, der Wasser und Schwefelsäure innig durchmischt. Es bildet sich hierbei im wesentlichen Gips, der in 36 Stunden vollständig ausfällt.

×

×

Feuersicheres Holz

Von der Gesellschaft mit beschränkter Haftung *Bauholzkonservierung* ist ein neues Holzimprägnierungsverfahren ausgearbeitet worden, das von der Fachwelt günstig aufgenommen worden ist. Das Verfahren besteht darin, daß Holz in eisernen Kesseln unter Druck mit Salzlösungen imprägniert wird. Die eingepreßten Salze haben die Eigenschaft unter Einwirkung der Hitze zu schmelzen und hierbei das Holz mit einer unverbrennlichen Kruste zu überziehen, wodurch die Verbrennung des Holzes infolge von Sauerstoffmangel verhindert wird. Natürlich könnte bei sehr intensiver Erhitzung dann noch eine Verkohlungsreaktion stattfinden; dieser wird aber wenigstens teilweise dadurch vorgebeugt, daß bei höherer Hitze die Salze sich zu zersetzen beginnen, wobei Gase entwickelt werden, die die Flamme ersticken. Durch das Imprägnierverfahren ändert sich das Holz nur wenig, es wird nur etwas schwerer, kann aber wie gewöhnliches Holz bearbeitet und gestrichen werden.

Luftschiffexplosion

Von der dazu eingesetzten Untersuchungskommission sind jetzt die Ursachen der verhängnisvollen Katastrophe bei der Abnahmeprüfung des Marineluftschiffs L 2 festgestellt worden. Hiernach trägt die Anordnung der Motorgondeln am Ballonkörper die Hauptschuld. Entgegen der bisher ausgeführten Anordnung wurden bei dem neubauten Zeppelinluftschiff die Motorgondeln in größerer Nähe vom Ballonkörper befestigt. Hierdurch kamen sie in den nähern Bereich der die Ballonhülle umgebenden Gasatmosphäre, die aus diffundierendem Wasserstoff besteht. Bei starker Diffusion kann sich leicht aus dem entweichenden Wasserstoff und der atmosphärischen Luft ein explosives Gasgemisch bilden, das von jedem Funken und selbst einer glimmenden Zigarre zur Explosion gebracht werden kann. Die kompromittierte Anordnung von Motorgondeln und Ballonkörper war also ein prinzipieller Fehler; jede lokale Explosion selbst geringfügiger Art mußte sich sofort auf den Ballon ausdehnen. Eine solche lokale Explosion wurde bei der Katastrophe in der Tat als auslösende Ursache angenommen. Nach dieser Annahme haben sich in der einen Gondel am Boden Benzindämpfe angesammelt, die zusammen mit Luft ein selbstbrennendes Gasluftgemisch bil-

deten. Eine weggeworfene Zigarette oder ein Zündungsfunke der Motoren hat zunächst das Benzinluftgemisch zum Entflammen respektive zur Explosion gebracht, und diese Explosion hat sich dann sofort auf die den Ballon umhüllende Gasatmosphäre fortgesetzt.

× **Kurze Chronik** In Bern findet 1914 eine Landesausstellung statt, die Textilindustrie, Hochbau, Papierindustrie, Hygiene, Gas- und Wasserversorgung, Kanalisation, Städtereinigung, Transportmittel, Tief- und Brückenbau, allgemeines Maschinenwesen, landwirtschaftliche Maschinen, Bergbau, Luftschiffahrt umfassen wird. × Das Weltkabelnetz umfaßt gegenwärtig 93 486 Kilometer im Staats- und 519 347 Kilometer im Privatbesitz befindliche Telegraphenkabel. × Von den Cockerrillwerken sind bemerkenswerte Versuche zur Ausnutzung der Abwärme von Gasmaschinen gemacht worden. Die Ausnutzung besteht darin, daß die heißen Verbrennungsgase unter Dampfessel geleitet werden. Die Temperatur der Abgabe beträgt zirka 450° und nach Verlassen der Dampfessel noch 250°. Die Gase werden dann noch weiter zum Vorwärmen des Speisewassers benutzt. × Eine Sauggasmaschine von 6000 Pferdestärker Leistung ist in der Fabrik der *Ford Motor Company* in Detroit (Michigan) in Betrieb genommen worden.

DIVERSA**Neuerscheinungen**

Kinderbücher *Das Stuttgarter Hutzelmännlein* von Eduard Mörike, mit Zeichnungen von Karl Stirner /München. *Holbeinverlag/* ist ein wunderschönes Buch. Der allbekannte, so überaus reizende Text mit Illustrationen, die so gut geglückt sind wie wenige. Es sind sehr gute farbige Wiedergaben nach Buntstiftzeichnungen, die bei aller Lebendigkeit und Frische auch eine sehr angenehme Klarheit und Klugheit an sich haben, die gerade bei der Illustrationskunst, bei der das gegenständliche Interesse so viel Raum einnimmt, doppelt angenehm wirkt. Das einzige, was man gegen die Bilder einwenden könnte, ist, daß die Landschaft und das Milieu zu sehr bevorzugt sind, und der Inhalt mit seinen spukhaften Figuren nicht genug zur Geltung kommt.

Muz der Riese, ein heiteres Abenteuerermärchen von Robert Grötzsch /Dresden, Kaden/ ist eine Gullivergeschichte. Sie erzählt die Abenteuer eines Jungen, der mit einem Aeroplan in die Luft gegangen und dann im Zwergenland gestrandet ist. Das Ganze ist mit sozialen und politischen Tendenzen durchsetzt. Das Zwergerland ist das Land der Schmalhäuse, die von den Zahlhäusen gepreßt und ausgesogen werden. Sie begrüßen den Riesenjungen als ihren Erlöser. Die Zahlhäusen lenken die Wut des Volkes durch Kriegsalarm gegen das Volk der Wunderbarier ab, gegen die der Junge denn auch mit in den Krieg zieht. In diesem lernt der Junge nun ein Volk von Freien kennen, unter denen Frieden und Wohlstand blühen. Von hier aus wird Muz von einem Storch nach Haus in seine Heimat gebracht. Die sozialen Tendenzen sind nicht groß und geistvoll durchgeführt, aber auch nicht so aufdringlich, daß sie ein vergnügtes Lesen stören könnten. Knaben etwa im Alter von 10 bis 15 Jahren könnten sogar vielerlei Anregungen davon empfangen.

LISBETH STERN

Zeichnungen Unter all den verschiedenen kunsthistorischen Liebhabereien unserer Tage kommt jetzt auch eine Ausgabe der Zeichnungen Karl Spitzwegs (*Die gute alte Zeit* /München, *Holbeinverlag*/). Seine Person und der Verlauf seiner Kunstentwicklung sind im Publikum recht wenig bekannt geworden. Im Bewußtsein standen eigentlich nur immer die vereinzelt Bilder aus der Schackgalerie, die ich immer als eine Art Übergang von der Romantik der vierziger Jahre zu der unnaiven und effektvollen Art der darauffolgenden Jahrzehnte auffaßte. Die absolute Simpelheit und Kindlichkeit der Romantik Schwinds und Richters, in erster Reihe durch die häusliche Nüchternheit ihrer flachen Farben bedingt, ist hier durchaus gewendet. Spitzwegs Romantik ist etwas ins Beschaulich-Ironische versetzt, und die Fülle und Freiheit in Farbe und Schatten klingen ein wenig an das Theater an. Jedenfalls bilden diese vereinzelt Bilder aus der Galerie Schack in gewissem Sinn ein Vollkommeneres als die Bilder Schwinds oder Richters. Aber man fühlt doch das Zwitterwesen eines so feinen Intellekts hindurch, der nirgends festen Boden

hat. Mit seinen Zeichnungen ist es nicht anders. In ihnen kommt noch in ungleich höherem Maß seine Spießbürgerlichkeit zum Ausdruck. Auch von den Zeichnungen der ersten Zeit abgesehen, die nichts anderes als illustrierte Anekdoten sind und Titel tragen wie *Was ist gefällig?* oder etwa *Gefährliche Frage*, geht doch durch seine Blätter durchweg eine höchst kleinbürgerliche Art Typen zeichnen zu wollen. Wie dieses auf der einen Seite ein Ziel aller guten Kunst sein kann, und weshalb hier das Typenhafte so extra spießhaft wirkt, weiß ich nicht; vielleicht nur darum, weil man durchzufühlen meint, daß seine Phantasie zu einer Neuschaffung nicht ausgereicht hat, weil sie nur ein Zusammengetragenes von Einzelbeobachtungen ist, und allerhand Unwichtiges danebenläuft, weil schließlich überhaupt keine geistige Konzentration sie zusammenhält. Wirklich freien Reiz haben oft seine sehr süßen und anmutigen Frauenfiguren. Sie und die gute Laune seiner Kunst werden ihm im Publikum sicherlich einen breiten und festen Boden sichern.

LISBETH STERN

Handfertig- Zwei Mappen *Lebendiges*
keit und Spiel *Papier* hat Dr. Ernst

Weber herausgebracht /Leipzig, Teubner/. Weber hat offenbar zu den Kindern gehört, die gut zu spielen verstehen. Die ziemlich komplizierten Bedingungen von guter Phantasie und besonderen Umständen, die dazu nötig sind, daß es überhaupt zu selbständigem Spielen kommen kann, waren bei ihm zusammengetroffen; die ganzen Kinderjahre bis hinein in die Halbwüchsigkeit waren für ihn mit ganz besonders tüchtigem und lebensreichem Spiel ausgefüllt. Unter seiner Schicksalsleitung gediehen Bauerngehöfte und entschieden sich Wettrennen, Jagden und Kriege. Und alle diese Begebnisse der großen Welt hat er in seiner Spielwelt in dem an sich so nichtsagenden Material von Papier wiederholt. Diese Spiele mit den ausgeschnittenen Figuren schildert er nun, um damit Kinder oder Erzieher zu Ähnlichem anzuregen, was, wenn es ihm gelänge, wahrhaftig von hohem Wert wäre. Seine ausgeschnittenen Figuren zeigen eine fabelhafte Geschicklichkeit in der Technik und gut beobachtende Sinne. In künstlerischem Sinn sind sie durchaus indifferent, was aber ihren eigentlichen Zweck auch gar nicht tangiert.

LISBETH STERN